

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1939

4 (22.1.1939)

Der Oberförster auf Skiern

Von Karl Springenschmid

Der Kreuzwirt steht in der Gaststube und reibt seinen Buckel am warmen Ofen. Wenn so die Ofenhitze durch alle Glieder rinnt, dann kommen ihm allweil die besten Gedanken.

„Jetzt ist der Schnee wieder im Land, ein schöner, fetter Schnee und überall in Tirol, ist die Gegend voller Skifahrer, lauter hungrige Leute, die eine schöne laubere Joch machen. Aber da herinnen, in dem Hölleufelsgraben, da bleibt alles leer und gottverlassen, da hocken bloß etliche notige Bergbäuerln die halbe Nacht lang hinter einem einzigen Krügl Bier, und nachher, wenn es Zeit wird zum Zahlen, bleiben sie es schuldig.“

Hölleufel, höllischer! Da muß der Wintersport her! Da müssen Skifahrer her! Da muß eine Pfundsmarkierung her von alle Köpfe und Köpfe schnurgrad bis her ins Kreuzwirtsstübchen. Jawohl! Und da muß ein Wintersportverein her, und ein Vorstand muß her, ein Präsident, einer, der, der...“

Der Kreuzwirt reibt seinen Buckel am warmen Kachelofen und schaut in der Gaststube rundum. Da hockt der Höchlbauer, der Raubaschl, der Kaswurm, der Oberförster — der Oberförster freilich, das war der Richtige für einen Präsidenten!

„Ein sauberes Schneederl!“ sagt der Kreuzwirt so nebenbei und räuspert sich. — „Da hat der Herr Oberförster keinen leichten Dienst im Revier.“

Der Oberförster will grad Trumpf ausspielen. Er hält die Karte einen Augenblick in der Hand und tut einen schnellen Blick zum Kreuzwirt hin. „Wegen dem tiefen Schnee mein!“ sagt der Kreuzwirt eilig dazu, „er muß ja völlig bruchfertig liegen oben im Revier, manntief...“

„Da nimm i halt die Schneereifen!“ sagt der Oberförster kurz und freicht die Karten ein.

Dann ist es eine Weile still. Wieder hebt der Kreuzwirt mit seinen Betrachtungen an: „I kann mir den Umgang mit solche Schneereifen gar nit recht denken“, meint er, „allweil so o-hagig aufwärtsstapen, dös macht ja an Menschen saunübed. Und bergab, da — da verheh i schon nit, daß der Herr Oberförster mit Ski nimm, so schneidige, flinke Bretteln!“

„Bretteln?“ Der Oberförster legt sein Kartenblatt nieder, „Bretteln? Ja, Himmellauden, ehvor i mir solche Bretteln an die Hagen bind und mir die Knochen auseinanderschlag damit, nimm i doch tausendmal lieber meine Schneereifen, meine alten...“

„Es ist bloß, daß man redt!“, sagte der Kreuzwirt und räuspert sich wieder.

Dann ist es wieder still, nur die Trümpe klatschen auf die Tischplatte.

Da zwickt der Kreuzwirt die Augen zusammen, blinzelt zum Oberförster hin und sagt so nebenbei: „Es hat wohl sein Gutes, wenn das Forstpersonal nit Skifahren tut.“

Der Oberförster hat ein Mißblatt in der Hand, lauter Siebener und Achter und schaut grantig auf...“

Der Raubaschl lacht, und der Kaswurm schreit: „Kreuzwirt, bravo, dös verstehtst, bravo!“

„Was ist?“ fragt der Oberförster?

„Es ist bloß, daß man redt!“ sagt der Kreuzwirt schnell, nimmt vom Höchlbauer das leere Krügl und geht aus der Stuben. —

In diesem Winter geschah es, daß der Oberförster auf einem Dienstaufgang über die Wildbühnen eine seltsame Spur entdeckte. Es war eine Skispur, ohne Zweifel, eine breite, tiefe Skispur. Er blickte in die Gegend. Da war völlige Stille über den tief verschneiten Almböden. Es war ein prächtiges Gemälde, sein Revier. Seit vielen Jahren hatte er keinen Anstand gehabt. Aber nun stand er da, und mitten durch das weiße Land lief diese freche aufdringliche Spur.

Sein erster Gedanke war: ein fremder Skifahrer — aber da hatte schon der Waldmann seine Nase in der Fährte und — Schweiß!

„Schweiß!“ rief der Oberförster hervor. — Hier — da wieder — rot war der Schnee, eine ganze Lache Blut. Er warf die Büchse hintüber und stapfte, so schnell er konnte, der Spur nach. Verdammte Schneereifen! Nicht zum Weiterkommen!

Er leuchte, schwitzte, watete o-beinig in dem tiefen Schnee. Wie leicht und wendig die Skispur da vor ihm durch den schütterten Wald lief! Jetzt die stinken Bretteln an den Füßen haben! Aber so — die Puppen kamen ihm aus. Das war gewiß.

Da — wumm! ein Schuß unten, verdammte Kerle! Und wieder wumm! Und wumm!

Und er, der Oberförster, steckte da mit seinen Plumpen, schwerfälligen Reifen tief im Schnee drinnen und war machtlos, ganz machtlos. In diesem Augenblick sah er das Gesicht des Kreuzwirts leibhaftig vor sich und hörte ihn sagen: „Es hat wohl sein Gutes, wenn das Forstpersonal nit Skifahren tut!“

Etliche Wochen später reibt der Kreuzwirt wieder seinen Buckel am warmen Kachelofen und überlegt. Der Wintersportverein ist jetzt eine ausgemachte Sache. Den Ausschuß hat er schon beisammen. Nur der Präsident fehlt noch.

„Herr Oberförster“, sagt er und wischt über die Tischplatte, wo vor lauter Austrumpfen das Bier hingespriht ist, „wie i gehört hab, sein Sie hiez ab ein Brettelfahrer worden? Da schaug, was es alles gibt auf der Welt!“

„Wie der leibhaftige Teufel fährt er schon, der Herr Oberförster“, befragte der Raubaschl.

Der Kreuzwirt wartet, bis der Oberförster ein Bombenblatt an der Hand hat, dann schickt er los: „Indem wir nämlich keinen haben, der unsere Berge so gut kennt und den Wald, versteht sich, also glaub ich, daß uns der Herr Oberförster doch die Ehre geben sollt und den Präsidenten machen.“

„So schnell geht es freilich nicht; aber bei der siebenten Halben sagt der Oberförster: „Ja, von mir aus!“ Und jetzt ist er Präsident. —

Aber wie die Bauern halt fürwichtig sind, dem Raubaschl läßt es keine Ruß, und der Kaswurm stierlt auch hinten nach, und alle wollen es wissen, wieso der Oberförster seine alten Schneereifen mit einemmal in den Ofen gefeuert hat und so ein großartiger Skifahrer worden ist...“

Drauf erzählt ihnen der Oberförster die Geschichte von der blutigen Spur.

Jetzt kann sich der Kaswurm nimmer halten. „Oberförster!“ schreit er, „Gell, dal du dasamals statt deine Schneereifen Ski hättst gehabt, nachher hättst ihn wohl derwurschen, den...!“

„Wen?“ fragt der Oberförster schnell und springt auf, todernt ist er jetzt, ganz dienlich.

„Den jungen Raubaschl halt mit seine selbergemachten Ski und dem halbeten, blutigen Schweinbl aufm Buckel!“

„Wicht!“ macht der Kreuzwirt, Mander, tuet nit solche Dummheiten reden. I sag: Der Herr Oberförster, unser Präsident, er lebe hoch, hoch hoch!“

Was kann er tun, der Oberförster? Nix kann er tun! Lachen muß er, und er lacht und hebt sein Bierglas: „Stihell, dös Puppen!“



EIN FORSTMANN

Kreidezeichnung von Mathias Hess

„SEIN LEIBGERICHT“

Von RUDOLF SCHMIDT

„Macht nur einen ordentlichen Spaziergang; wenigstens zwei Stunden müßt Ihr gehen, dann schmeckt das Mittagessen besser“, rief die Wirtin von der Finkenberga-Alm in ihrer Ermahnung fort, „denn heute gibt es etwas extra Feines.“ „So? Was denn?“ fragte Otto, mein lieber und verfeffener (mit einem göttlichen Appetit gelegener) Wanderkamerad. „Wird nicht verraten“, lachte die Finkenbergerin. „Zuerst geht Ihr zum Moserbauer-Hof; das sind zwei gute Wegstunden. Dann auf dem Rückweg zum Bergbofer, dann zum Zistelbauer und zuletzt zum Lechner an der Teufelsbrücke. Zum Essen seid Ihr wieder da und jetzt schaut's, daß weiter kommt's.“ Damit schlug sie die Tür hinter sich zu und wir wanderten zum Moserbauer. Es war ein herrlicher Tag. Die Sonne lachte uns ins Gesicht und auf den fetten Weiden graften schön gesteckte Kühe.

„Wenn wir zu dem Senner dort hinauf gingen, bekämen wir sicher frisch gemolkene Milch“, meinte Otto. „Du wolltest Dir doch einen guten Appetit zum Mittagessen verschaffen“, warf ich ein. „Ich wollte nicht, die Finkenbergerin wollte; aber wenn Du meinst...“ Ungern ging er an der frischen Wolke vorbei und wir kamen zum Moserbauer. Ich blieb Otto stehen, schnupperte in die Luft und preßte mir schmerzhaft den Arm. Bevor ich in Abwechslung gehen konnte, lachte er wie besessen:

„Weißt Du, was das ist? Oh mir wird ganz schwach... das ist ja mein Leibgericht. Das sind ja Schmalzknudeln!“

Die Moserbäuerin hatte uns schon kommen sehen und stand in der Haustüre. Wir waren alte Bekannte. So nötigte sie uns in die Stube mit den gastlichen Worten: „Grab' sind die Knudeln fertig worden!“ Wir saßen saum an dem weiß geschneierten Tisch in der behaglichen Stube, als die Moserin auch schon eine gebaute Schüssel mit goldgelben Schmalzknudeln brachte. „Greift nur fest zu“, meinte sie, „wir haben noch viel draußen!“ Ottos Augen leuchteten, strahlten und funkelten. Sein Gesicht war ein Meer von Glück und seine Rechte hatte derart nervöse Zuckungen, daß es der freundlichen Aufforderung seitens der Moserin nicht mehr bedürft hätte. Trotzdem auch ich den Lockungen des verführerisch duftenden Schmalzgebäckens nicht spröde Legenete, erinnerte ich Otto doch an die Zurückungen der Finkenberga-Wirtin, als er eben glücklich nach der achten Schmalzknudel griff. „Keine Vange“, lächelte er überlegen, „zurück ist es auch eine Wegstunde, da läßt sich noch allerhand verdrücken.“ Endlich gingen wir; und geradewegs auf den Bergbofer zu. Nahe beim Hause blieb Otto stehen; sein Gesicht allig einer überirdischen Offenbarung. „Schmalzknudeln“, gluckte er und leuchtete dabei wie ein Verliebter. Auch die Bergboferin ließ uns nicht vorbeigehen. Otto als diesmal nur sieben Stück. Dann gingen wir zum Zistelbauer.

Untermwegs meinte Otto, daß er nun genug Schmalzknudeln gegessen habe und als uns beim Zistelhof wiederum der bekannte Duft entgegen wogte, schlug er mir vor, einen Umweg zu machen. Aber es war zu spät. Die Zistelbäuerin hatte uns kommen sehen und lamentierte, es wäre ganz aus der Art, wenn wir ihrer Küche nicht die Ehre antäten. Schon bei der zweiten Schmalzknudel bekam Otto merkwürdig verglaste Augen und sein Gesicht überzog eine wässerne Blässe. Alles Jureden der Zistelbäuerin war vergebens; wir wanderten heimwärts. „Was ist denn heute nur los?“ jammerte Otto, als wir draußen waren. „Überall gibt es Fastenpeise und überall dieselbe. Wird ein Korn-Heiliger gefeiert oder ist ein Märtyrer-Gedenktag? Der ganze Berg ist eine einzige Schmalzknudel!“ Nach kamen wir zum Lechner an der Teufelsbrücke; auch hier ließ man uns nicht vorbeigehen, auch hier gab es Schmalzknudeln. Verfürt würdigen wir zusammen eine hinunter und keinerlei Verurteilung auf die Hausbrotte konnte uns aufrufen — auch mit vereinten Kräften nicht — eine zweite zu verzehren.

Als wir heimkamen, rief uns die Finkenberga-Wirtin entgegen: „Das Essen ist fertig! Hoffentlich habt Ihr einen kräftigen Appetit mitgebracht.“ „Was gibt es denn“, fragte Otto mit matter Stimme. „Etwas Feines“, antwortete die Finkenbergerin, „Schmalzknudeln!“

Ein Buch vom Kaiserstuhl

Das Wesen einer Landschaft setzt sich zusammen aus den landschaftlichen Bedingungen, der Natur und Kunst, geschichtlichem Schicksal, menschlichem Kampf und vollkommener Eigenart.

und Sagenwelt (G. Döb, Fr. Panzer), Kunst (H. Noack, F. Bauer) haben ebenso tiefe und lebendige Bearbeitung gefunden wie die Bedeutung und Entwicklung Altbreitlands innerhalb der Reichsgeschichte.

Dieses Buch ist die erste Gesamtdarstellung des eigenartigen, an Natur und Geschichte so reichen Gebietes und darf darum das Ziel...

Für den, der sich mit den einzelnen Gebieten weiter beschäftigen will, ist am Schluss des Werkes ein Anhang...

Der Anhalt des reichen Werkes, das trotz der 17 Mitarbeiter einen einheitlichen Charakter hat, konnte hier nur angedeutet werden.

Kurt Ziesel „Verwandlung der Herzen“

Die Generation Kurt Ziesels, 1911 geboren, hat den großen Krieg nicht bewußt erlebt.

vermöchten, mit der Gemeinschaft, die das Schicksal fügte, aber Kraft gegen Verzweiflung und Verdorbenheit zu kämpfen.

Ein neues Buch über München

Über keine andere deutsche Stadt sind schon so viele Bücher geschrieben worden, wie über München.

800 000 Einwohner die Stadt der Gemütlichkeit. Dies alles zusammen ist in dem Begriff „München“ eingeschlossen und macht es zu der vielfachsten Stadt Großdeutschlands.

Er weiß sehr wohl, denn er ist ein durch- aus künstlerischer Mensch — als Kritiker und Publizist hat er dazu bereits einen bestimmten Namen.

Eine Geschichte der deutschen Literatur

Über die Art, heute Literaturgeschichte zu schreiben, kann kein Zweifel mehr bestehen.

Walter Linden hat in seiner „Geschichte der deutschen Literatur“ (Weil, Neff, Leipzig, 750 S.) ein anschauliches Bild der deutschen Dichtung aus fast zwei Jahrtausenden entworfen.

gen und herrschenden Begriffe der kulturgeschichtlich aufeinander folgenden Zeiten zu erhalten.

Walter Talmon-Gros.

Möviel eine darstellende Betrachtung der gesamten deutschen Dichtung zu diesem Ziel beitragen kann und muß, darf nicht unterschätzt werden.

Der wichtigste Gesichtspunkt ist für Walter Linden im allgemeinen der leitende.

Von Kurt Karl Gerlein ist kürzlich ein bewegliches und sehr schön ausgestattetes Buch erschienen.

auf dem Gebiet des Porträts allein; das seltene Leben dieses Mannes, der sich zunächst von allem Bürgerlichen entfernte.

Wiener Akademie weitet zu einem Vorkampf für eine Freilichtmalerei, welche weitaus mehr nordischer Herkunft ist, in knappem, aber deutlichen Zügen.

Für freie Stunden

Lopud, Insel der Selben. Roman von F. F. Perlonia.

die Stöcker anstößig gebracht wurde, dessen vielfacher Uebermacht sie erlitten, nachdem sie bis zum letzten Untertreiben ihre Freiheit verteidigt hatten.

Märchen oder Sage? So fragt man sich beim Lesen dieses außerordentlichen Buches. Es ist eine Dichtung, die den Rahmen des Alltäglichen sprengt, das dichterische Wort herrscht unumschränkt und zaubert ein Bild hervor.

Das hinkende Jahrzehnt. Roman von Fritz Hoffe.

Allemannisches Geschichtenbuch

Nie ist der heisse und zähe Impuls allemannischen Blutes lat geworden, ohne daß der Sinn dieser Tat, als klarer Wille, als ästhetische Gestalt in diesem Blute aufgeleuchtet und gelebt hätte.

Die Liebe des Mutterwortes. Folgen nun die Lebensworte, herben und doch so leuchtenden Erzählungen wie „Der Ausreißer“.

Der „Fall“ Waldmüller ist geeignet, die Affen um den literarischen Wiedermeier treulich zu bereichern, und das sind keine belanglosen Affen!

Die Steinerer. Das Heldentum eines Bauernvolkes.

Das gerettete Bild

Der Titel des neuen Bandes „Erzählungen von Georg Britting“ ist nach der großen der hier vereinigten sechs neuen Erzählungen gewöhnt, aber er legt wohl auch für die besondere Bildhaftigkeit dieser Dichtungen.

hans sieht er noch nicht ein, daß er nicht recht getan hat. Die Leidenschaften sind noch nicht unter Maske erklärt, und die Hanna in ihrer Tielerklärung, die mit glühenden Filzen ihre Lebensrechnung zu begleiten sucht.

Auch die Frauen kämpfen mit

Während die Männer an den Fronten des Weltkrieges ihr Leben für Deutschland einsetzten, stand auch ein ganzes Heer von Frauen mit Anspannung aller Kräfte gegen die Vernichtungswille des Feindes.

Freilich, Waldmüller ist ein feinsinniger Mann, ein Mensch voll feinsinniger Lebensfreude, voller Größe an alle ganzen und vertieften Formen eines Lebens.

Sämtliche hier besprochenen Bücher sind in der „Führer“-Buchhandlung, Karl-Friedrich-Strasse, zu kaufen.

Durch den BALKAN zum BOSPORUS

SÜDOSTEUROPAFAHRT DER H. J. BAHN 100

VON HEINZ SPECHT, KARLSRUHE

Im letzten Sommer unternahm eine Gruppe von Karlsruher Hitlerjungen unter der Führung von Bannführer Eschle eine Fahrt in den Südosten. Diese Fahrt, die alle Jungen zum ersten Male in diese Gebiete führte, war für sie voller Erlebnisse und neuer Eindrücke. Einer der „Südosteuropafahrer“ schrieb für uns das auf, was die Gruppe auf dieser Reise erlebte. Und unsere Leser werden beim Lesen der Serie, die wir heute beginnen, bald merken, daß die Jungen dort unten im Südosten sehr viel erlebt haben, was allgemeines Interesse findet.

Im Hofe des Karlsruher Bannheimes herrscht Betrieb wie in einem Ameisenhaufen. Geschäftige Jungen machen sich an ihren Affen und Zeltbahnen zu schaffen. Zelte wachen in Windeseile aus dem Boden. Die letzten vorbereitenden Maßnahmen werden getroffen. Zum letzten Male werden Kornrüben und Juhalt kurz überprüft. Und so sind wir am 27. Juli, an einem herrlichen, strahlenden Morgen, startbereit zur Fahrt durch Südosteuropa.

drehen. Die durch ein ungerufenes Kommando eilt alles zur Kommando-Brücke, um die Ursache des Wanders zu erkunden.

Bald jedoch ist der Schaden, ein kleiner Steuerdefekt, behoben. Aber während wir muntere, ganz nahe an der Donau gelegene Städtchen und Dörfer passieren, beginnen unsere ersten Abenteuer. Vorausschätzungen sollen wir mit einer Stunde Verspätung in Wien ankommen.

men in südlichere Regionen unmerklich spüren. Uns kann aber alles nichts mehr anhaben, haben wir doch ab Wien fabelhafte Gesellschaft. Ja, „Damen-Gesellschaft“ sogar! und zwar eine Dortmunder Schülerinnengruppe. Während wir unter Volksgängchen von einigen „Raststätten“ (sprich Miteffer), die sich auf feinen schönen Wäldchen eingestrichelt hatten, unter allgemeinem Beifall mit den primitivsten Instrumenten (Hammer und Meißel) bestreiten, unternimmt Karlheinz eine ganz große „Offensive“. Später bringen wir in Erfahrung, daß er tatsächlich eine „Schlacht“ mit überwältigendem Sieg geschlagen hat. Vielleicht trägt auch der bei ihm angeblich verwendete Wasserstoff (zu Bleichzwecken) zu seinen Siegen in der Damenwelt bei. Aber Karlheinz will ja auch als einziger unter uns 120proz. hochdeutsch reden.

Mit Spielen und Wettfingen mit den Befehlsmädels verfrischen die Stunden nur allzu schnell. Immer weiter geht die Fahrt auf der Donau dem Schwarzen Meer entgegen. Allmählich bricht die Nacht herein und bald sind wir nur noch von einem ferneren Sommer-Nachts-Himmel umgeben. —

Einfahrt in das nächtliche Budapest! Das nächtliche Budapest bietet dem staunenden und bewundernden Auge einen ungeheuren, überwältigenden Anblick. Die ganze Stadt scheint in ein einziges Lichter-



Die Festung Theben an der Donau



SÜDOSTEUROPAFAHRT DER HITLER-JUGEND BANN 100

Daraufhin strebt unsere 15 Mann starke Truppe wieder dem Hafen zu und im Nu haben wir uns in die „Falten“ gebaut.

Sonntagmorgen! Herrlicher Sonnenschein. Nach dem schnell erledigten Waschen hält der Bannführer, Bannführer Eschle, eine eindrucksvolle Morgenfeier.

Bald ist auch das Frühstück vertilgt und zur Abwechslung machen wir einmal das vielberühmte und altbekannte Schinkenflößen, das dann, wie auch das anschließend geipelte „Käfer — Büttel — Bauer — Dieb“ allgemeine Beifall auslöst. Inzwischen hält unter „Donaudampfschiffahrtsgesellschaftskapitän“ eierne Wache auf seiner Brücke und bringt das Schiff sicher an die Anlegestelle von Ada-Kaleh, einem einstmals türkischen Festungsort. Während sich ein Teil unserer Gruppe in der Donau erfrischt, bummeln einige andere Kameraden durch Ada-Kaleh.

Zwischen Ernst und Spiel

Ada-Kaleh, das reinste Babel! Unzählige unverständliche Sprachen schwängern hier die Luft. Da läßt uns plötzlich, völlig unerwartet, ein zufällig anwesender Deutscher zu einer Tasse echten Mokka ein und spendiert anschließend gold-gelbe Mirabellen. Doch nur allzufrüh macht die Dampfpeise unseres „Jupiter“ dem schönen „Landurlaub“ ein Ende. Kaum sind wir wieder auf dem Schiff, ruft der Gong zum Mittagessen.

Der Nachmittag bringt wieder große Kurzweil. Nach einer Dusche auf dem Oberdeck beginnt ein „Mordstau“ mit der Dortmunder Mädelgruppe. Gesellschaftsspiele, wie a. B. die „Reise nach Jerusalem“, Schachspiel, dann ein ganz lustiges, wobei man den Mädeln mit den Augen zuwinkern muß. Dieses Spiel hat es in sich! Aber leider, leider haben die so überaus schönen Stunden auf dem Donaudampfer ihr Ende gefunden. Als der „Zeitmesser“ 17 Uhr zeigt, legt das Dampfschiff vor Vidin an, dem Ziel unserer fünften Etappe. Schnell sind unsere Affen im Bahnhof verkauft, und los geht zur Befestigung Vidins.

Schnell hat sich die Anwesenheit der „Germannen“ in Vidin herumgesprochen und so verläßt es ein feil fünf Jahren anfassiges junges sudetendeutsches Fräulein nicht, uns in dem Park aufzusuchen. Selbstverständlich haben wir uns auch mit einigen Vidiner Studenten angefreundet. Ein prima Deutsch beherrschend, will uns einer der Studenten — er möchte nächstes Jahr auf die deutsche Seeschule nach Kiel — alles zeigen und erklären. Beim Bummel durch die Straßen begegnet uns ein greiser Pfarrrer, der, wie es sich beim Fotografieren seines würdigen Vorgesetzten herausstellt, aus Deutschland stammt. Er läßt kaum lassend vor Freude, fährt er uns in feil altes, kleines, baufälliges Kirchlein und spielt uns auf einem Harmonium, das mindestens schon seine 60 bis 80 Jahre hinter sich hat, ein paar ruhende Weisen vor.



Auf dem Donaudampfer

Ungebuldig, fast flüchtig, erwarten alle den erlösenden Dampf des Lokomotiv.

Ein letzter Händedruck, ein letztes Lachen, ein letztes Winken und mit einem sanften Ruck setzt sich der Zug in Bewegung.

Ein zufriedenes Aufatmen geht durch unsere Reihen. Dann bringt uns der Schnellzug in landschaftlich abwechslungsreicher Fahrt ins Ziel unserer ersten Etappe, nach Passau. In der Jugendberberge in Passau finden wir gute Aufnahme.

In einem dichten Nebelschleier gefüllt liegt die Stadt am nächsten Morgen. Mit einem fernigen Lied auf den Lippen marschieren wir durch das noch schlafende Passau, dem Hafen zu, wo wir „Franz Schubert“, unseren Donaudampfer, der uns heute noch nach Wien bringen soll, besteigen. Nach etwa 2 1/2 Stunden Fahrt stehen wir während einem kurzen Aufenthalt dem Städtchen Linz einen kurzen Besuch ab. Bei strahlendem Sonnenschein gehen wir wieder an Bord. Doch der Dampfer macht noch nicht los. Der Expres muß noch kommen. Schließlich trifft er auch mit einer ganzen Stunde Verspätung ein, so daß unser „Franz Schubert“ endlich starten kann.

Erste „Abenteuer“

Manu — was ist denn da los! Der Dampfer schickt sich plötzlich an, in wilden Kreisen auf der Donau zu

Doch das kann uns unsere gute Stimmung nicht verderben. Bei einem Bummel durch das Schiff bleiben einige auf dem 1. Klasse-Deck „hängen“ und lassen sich prompt in den bequemen Sesseln von der Sonne beschmeißen. Da plätscht wie eine Bombe mitten in uns der gestrenge Herr „Kontrollor“ hinein. Und das Ende? Wir werden, wie uns das im „Heißen Sünden“ noch etliche Male passieren sollte, ganz kaltblütig hinausgeschmissen und nehmen wieder, mit den harten Bänken der dritten Klasse vorlieb.

Langsam wird der blutrote Abendhimmel von den hereinbrechenden dunklen Schleiern der Nacht verdrängt. Während die Halbkugeln des Dampfers zur Anlegestelle fliegen, verkündet eine nahe Turmuhr die zehnte Abendstunde. Schnell sind wir in der Zollkontrolle abgefertigt. Den neuen Expresdampfer nach Budapest — Belgrad — Vidin haben wir gleich gefunden und geschwind das Gepäck, d. h. unsere Affen, verkauft, machen wir uns in Richtung Stadt-Mitte, wohin uns eine Straßenbahn bringt, auf.

Im nächtlichen Lichterglanz strahlt uns Wien mit dem berühmten Prater-Rad entgegen. Bei einem nächtlichen Bummel durch den Ring erklärt uns ein netter kleiner Taxifahrer das Sehenswerteste und Interessanteste der Stadt.

In Richtung Budapest

Nun bricht auch schon der dritte Tag unserer Fahrt an. „Jupiter“ heißt unser neuer Schnelldampfer, mit dem wir Wien in Richtung Budapest verlassen. Der Wettergott scheint uns bis jetzt äußerst wohlwollend zu sein, und wir hoffen alle, daß diese Eigenschaft von langer Dauer ist. Die tschechische Grenze muß doch bald sichtbar sein! Alles steht auf der Backbordseite des „Jupiter“, alle glauben, etwas Besonderes sehen zu können. Und ob! Köpfe des Donauufers sind spanische Reiter, Wegweiser, Drahtverhaue, „sonderbare Zementstücke“ und endlich Militär auf Militär klar und deutlich zu erkennen. Kaum sind wir eine Stunde donauwärts gefahren, sehen wir in der Ferne die Schattenrisse eines Bergganges, der Ungarischen Wadnan.

Heute soll es eine Göttermahlzeit geben. Gefasnt warten wir alle, bis das so verheißungsvolle Gerücht aufgetragen wird. Was es gibt? Natürlich kann es nur Paprika geben, die teils begehrt, teils aber auch mit ziemlich verzogenem Gesicht aufgenommen wird.

Die Mut der strahlenden Mittagssonne läßt das Näherkom-

meer getaucht zu sein. Die Zeit der Abfahrt ist aber schon wieder näher gerückt, also zurück auf das Schiff. Nach dem Nachmittag verfrachten wir uns schnell in unsere „Falten“, d. h. fallen ins ja keine, dafür aber gepolsterte Bänke in 2. Klasse Speisesaal und darin aufgeschliffen, sogenannt „Stockerl“. Kaum sind 5 Minuten verstrichen, ist alles in tiefen Schlaf verfallen.

Inzwischen ist der 30. Juli, die Fahrt nach Belgrad, angebrochen. Gleich am frühen Morgen „requirieren“ wir die Bänke und Stockerl auf dem Vorderdeck und lassen uns von der Sonne tüchtig schmoren. Sie verfehlt ihre Wirkung nicht. Fast alles ist eingenickt. Ein ganz schlauer unter uns will sich diese Situation zunutze machen. Unauffällig, so glaubt er wenigstens, macht er sich davon, um die Proviantliste einmal in Augenschein zu nehmen. Was entdeckt er? die Zuckertüte. Wie ein Fuchsbengel er in seine Umgebung, ob auch die Luft rein sei. Geschwind steckt er den Finger in den Mund, macht ihn feucht und — schon will er den zuckrigen Finger wieder in den Mund schieben, als er ganz gehörig — Salz spuckt.

Empfang in Belgrad

Regenschauer vertreibt uns. Mittlerweile hat unser Dampfschiff gegenüber der alten Festung Peterwaradin angelegt. Passagiere gehen von Bord, neue steigen ein. Obwohl nun der Regen wieder aufgehört hat, bleibt es den ganzen Nachmittag über etwas trübe. Und so fahren wir endlich am späten Abend in Belgrad ein.

Verwöhnt durch Budapest, bietet sich uns im Hafen ein trostloses Bild. Niedrige Fäßen, eine vernachlässigte Pflasterstraße, eine mit mahnungswürdigem Getöse, fast mit Feuerwehrgeschwindigkeit vorbeifahrende Straßenbahn; so empfängt uns Belgrad. Nur kurze Zeit zur Stadtbefestigung bleibt uns übrig. Besonders auffallend sind die deutschen Erzeugnisse; fast in jedem Schaufenster ist an allen Fabrikaten die Kennmarke „Made in Germany“ zu finden; von Schreibfedern, Raucherzeugen bis zum modernen Opel-Admiral. Kurz wollen wir über den weiteren Weg beratschlagen, da ertönt eine deutsch-sprechende Stimme, allerdings mit Akzent, und gibt uns einige Ratschläge. Eigentlich fühlen wir uns noch gar nicht im Ausland. Wir tigern vorbei an Kinos, Cispalästen, finsternen Spielunken, bis ganz überraschend angenehme Kaffeedünste unsere Niesorgane reizen.

Kaum gerochen — schon getan, denken wir, als Karl mit seinen Bekannten und fast schon berühmten Weilenschritten auf das Café zuellt, wir hinterdrein, und mit stolz erhobenen Haupt auf der anderen Seite wieder — hinausleilt.

Das haben wir ihm nicht so schnell vergessen!



Bekannschaft in Vidin (Aufn.: Peter Linsenmeier, Karlsruhe)

In seiner primitiven Wohnstube hat er das Bild des alten Kaisers Franz Josef hängen. Wie der greise Pfarrrer erzählt, hat ihm dieser den Boden mit dem daraufstehenden Kirchlein geschenkt und voll Stolz versichert er, daß er dem alten Kaiser ewige Verehrung schenken werde.

Wenig später unterhalten wir uns mit einem Musikoffizier vom Vidiner Regiment, der sich begeistert über Deutschland ausdrückt. Noch am selben Abend dirigiert er im Park ein Militärkonzert und läßt uns zu Ehren einige flotte Freischützmelodien spielen. In diesem Park stellen wir ein scheinbar noch nie geistertes Schauobjekt dar. Besonders die Jugend drängt sich um uns, mit der sich höchst schnell eine Verständigung anbahnt.

Gleichmäßiges Geratter und eindringliches Rufen der Lokomotive sind das Schlaflied im Zuge von Vidin nach Sofia.

Fortsetzung folgt.



Budapest am Abend

Der Spofirer

Von Fritz Müller, Partenkirchen

„Das die Schule einen Teil des Hansi von uns schälte, merkten wir erst gar nicht. Eines Tages aber schrie es von der Straße: „Miller!“

Mutter rührte ruhig weiter um im Kochtopf. Was ging sie der Miller an?“

„Miller!“ schrie es ärger.

Meine Arbeit am Schreibtisch fing ein wenig an zu flucken. Miller? dachte ich dunkel zwischen zwei Sähen, der Name kommt mir fast bekannt vor — na, im Grunde, was geht mich ein Miller an? Whupp, holte schon die Feder aus zum nächsten Satz.

„Mit-ler!“ schrie es ärger.

Mein Schreibtisch. Auf dem, den ärgerlichen Kopf hinausgestreckt — hand da ein kleiner, runder Kerl auf der anderen Straßenseite, blaurot im Gesicht vor lauter Miller-Muten, und machte eben seine Händchen hoch zu einem verächtlichen Miller-Gedächtnis.

„Willst du wohl?“ drohte ich hinab. „Was ist denn los?“

„Ich geh' zum Schlittenfahren — der Miller soll runterkommen mit seinem Schlitten!“ brüllte das Kerlchen herauf.

Nein, dieser unverschämte Bengel! Dem sollte ich wohl seinen Voten machen, um aus irgendeinem Stochwerk über uns oder unter uns irgendeinem Miller —

„Du, Mann“, sagte hinter meinem Rücken die seltsam bedrängte Stimme meiner Frau, die aus der Küche herausgekommen war, „du, Mann, ich glaube, er meint unsern — unsern Hansi.“

„Unsern — unsern?“ flammte ich verbündungslos.

Der kam plötzlich aus dem Kinderzimmer herein-geschossen.

„Warum hab' ich nicht gesagt, daß mich der Spofirer ruft?“ sagte er gekränkt, holte sich seinen Schlitten und zog mit dem Spofirer ab. Weder der Hansi noch der Spofirer warfen einen Blick zurück zum Fenster, wo die Mutter noch lange neben dem Vater stand und ihnen nachsah, nachsah, bis der Schlitten und der Hansi und der Spofirer um die Ecke bog.

„Der Miller“, sagte sie langsam und bemühte sich, mich anzulächeln. Aber da führten ihr die Tränen aus den Augen. Sie fuhr sich an den Vorden hinab, als habe sich daran zum erstenmal ein Stück von ihrem Hansi abgeblättert.

„Der Spofirer“, gab ich ihr zur Antwort und fuhr mir über die Schläfe, als habe ich da etwas Fremdes angeleht.

An diesem Morgen hat Mutter noch unzählige bittere Miller in die Mittagstuppe eingerührt. An diesem Morgen drängten sich ganze Truppen von unverschämten kugelrunden Spofirern durch die Beulen meiner Arbeit.

Von da ab wuchs der Spofirer drohend in unsere Familie hinein. Gewisse weiche Stellen gingen an, sich zu verkneipeln. Der Spofirer selber kam nicht mehr. Nur seine Schatten warf er lang und länger.

„So, und jetzt muß ich zum Spofirer“, erklärte der Hansi immer wieder nach dem letzten Mittagessen. Wir hätten's ihm verbieten können, hätten wir uns nicht, hellköpfig, schweigend, eingeschanden, daß verbundene Liebe spigger ins Kraut schießt als erlaubt. So begnügten wir uns, den Spofirer still zu lassen. Bis eines Tages Hansi sagte:

„Der Spofirer ist ein gemeiner Kerl!“ Sofort schickten wir, wie wir der Spofirer gut wurden: Doch 'n ordentlicher Kerl, der uns gab, was uns gehörte. Und wir hätten auf ein Haar vergessen, uns beim Hansi zu erkundigen, warum der Spofirer plötzlich ein gemeiner Kerl wäre.

„Weil er — weil er mir seinen Radiergummi nicht gestohlen hat“, plagte Hansi heraus.

„Aber, Hansi, deshalb ist er doch noch nicht gemein“, füllten wir uns verpflichtet, für den Spofirer einzutreten.

„Ja, und dann — und dann ist er auf eine meiner Federn mit dem Fuß draufgetreten, der — der gemeine Kerl!“

„Aber Hansi, das kann Zufall sein und —“

„Und dann — und dann — und überhaupt, der Spofirer ist ein gemeiner Kerl!“

Der Hansi beulte.

Zu Weihnachten schenkte ihm die Tante Elsa eine besondere Mühe. Nur einmal setzte er sie auf. Das zweite Mal meigerte er sich: „Der Spofirer laßt mich aus dem Haus“, sagte er.

„Der Spofirer hat mir eine 'neingehaut!“ klagte er ein andermal.

„Wirklich, Hansi?“

„Ja — beinahe — der — der gemeine Kerl!“

Beinahe eine 'neingehaut, Hansi“, beharrte ich, „das sieht fast so aus, als ob du ihm schon vorher eine hineingehaut —.“ Aber da war er schon aus dem Zimmer, der beinahe hineingehaute Hansi.

In der nächsten Woche ärgerte er immer bis zur letzten Minute mit dem Spofirer.

„Hansi, was hast du?“

„Der Spofirer paßt mir an der Ecke auf — mit'm Steden — der — der gemeine Kerl!“

Es wurde immer schlimmer. Unser ganzes Familienleben verflochtete sich durch den Hansi. Wir lebten in einer fortwährenden Angst dahin der Spofirer hätte — der Spofirer wäre — der Spofirer könnte — der Spofirer würde... Nichts Schlimmes gab es auf der Welt, das nicht dem Spofirer anzuvertrauen gewesen wäre. Der Spofirer laßte auf uns mit Schicksalsschwere, Morrens, wenn Hansi erwachte: der Spofirer. Mittags, wenn er

ABEND

VON SEPP SCHIRPF

Die Wolken haben sich in stummen Ritten Bis tief zur dunkeln Stadt herab verstritten. Die schwarzen Hengste und die Feuerpferde Sie neigen tagesmüde sich zur Erde

Ihr Hauch sinkt schwer und kühl auf alle Dächer Die Menschen werden kühn, die Dingeschwächer. Und wem zuvor noch vor dem Leben graute Wird klar und innig wie die Klänge einer Laute

Wem gar ins Dunkel sank sein hell Bemühen Dem wollen alle Lichter nun erblühen, Dem will sich Jubel stillen im Geläut, Dem will sich öffnen alle Innigkeit.

durchaus nicht auf die Schule beschränkt sei. Daß auch das Leben von uns Alten nicht durchsicht von Spofirern und von Millern sei.

„Gala, Herr Spofirer“, bekannte ich auf dem Heimweg, „solange die Welt lebt, wird sie auch verpöbert —“

„— und vermillert sein“, fiel er rasch ein, „es gehören immer zwei zu einer — einer stillen Liebe.“

Gericht über einen Hund

Von Wolfgang Federau

„Bitte, nimm Platz, Ellen“, sagte Spelbrink, nachdem er dem Mädchen aus dem Mantel geholfen hatte, und was mit einer großen einladenden Geste auf den Stuhl, in den sich hineinzusetzen Ellen aus früheren Besuchen gewöhnt war. Sie mußte den Mann mit einem raschen, etwas unruhigen Blick. „Du siehst so merkwürdig aus Otto“, sagte sie.

„Ja“, nickte Spelbrink. „Feierlich — da hast du ganz recht. Aber nicht ohne guten Grund. Es ist nämlich eine feierliche Sache, zu der ich dich hergeben habe. Eine Gerichtsverhandlung, um es genauer zu sagen, in der ich als Kläger, als Richter und auch als Nachrichten amtierende werde. Alles in einer Person. Gesetzlich ist es nicht vorgesehen, ich weiß — aber es geht auch um besondere Dinge.“

„Und der Angeklagte?“ wollte das Mädchen wissen. Noch hielt sie alles für einen Scherz, sie versuchte auch zu lächeln, aber es fiel etwas dünn aus und gequält. „Der Angeklagte? Du wirst ihn gleich kennenlernen.“

„Aber ich?“ fragte das Mädchen nervös. „Es ist natürlich alles ein Spiel, was du vorhast, irgend einer deiner verrückten Einfälle. Immerhin möchte ich gern wissen, was ich bei dieser Gerichtsverhandlung, die bei deiner... Gerichtsverhandlung, wie du dich so schön ausdrückst, zu tun habe.“

„Du? Du bist Zeugin. Nur Zeugin. Unfinn, nur“ zu sagen. Du hast einen berechtigten Anspruch darauf, bei dieser Verhandlung zugegen zu sein, als Zeugin und Nebenklägerin. Darf ich also beginnen?“

Langsam ging Spelbrink zum Nebenzimmer, öffnete die Tür. „Tyras!“ rief er, und die große, gelbe Dogge kam lautlos wie ein Tiger anheulend.

„Hinhören“, sagte er dann, und geborsam ließ sich die Dogge auf ihre Hinterläufe sinken. Spelbrink selbst nahm in seinem Schreibtischschloß Platz, den er mitten ins Zimmer gestellt hatte. Ganz nahe war sein Gesicht nun dem ausdrucksvollen Kopf des Tieres.

„Tyras!“ sagte Spelbrink ganz langsam, „es geht um dich. Auflege erhebe ich gegen dich, Tyras, und ich werde Richter sein über dich. Aber auch dein Verteidiger, natürlich, denn du bist ja nur ein Hund, du kannst nicht sprechen. Ich will es tun für dich und nichts auslassen, was zu deinem Gunsten sprechen könnte. Das verspreche ich dir — es ist das Einzige, was ich dir versprechen kann.“

Der Hund sah ganz still, wie ein Bildwerk.

„Tyras“, sagte Spelbrink wieder. „Du bist nun sehr groß, drei Jahre bist du schon alt, das entspricht, hat man mir gesagt, ungefähr zwanzig Menschenjahren. Groß bist du und sehr, sehr stark. Vielleicht stärker noch, als du selbst es weißt. Aber ich entsinne mich, wie klein und niedlich du warst, als ich dich kaufte. Auch das andere fällt mir ein, jene Nacht, in der du mich wecktest — gerade zur rechten Zeit wecktest, um mit einem fertig zu

werden, der mir an meine Dinge und vielleicht sogar an mein Leben wollte; du hast dich wacker für mich geschlagen, er war ja so viel stärker als ich, jener Eindringling.“

Eine Pause. Ellen schluckte, sie wollte etwas sagen, aber ihre Lippen blieben fest aufeinander gepreßt.

„Nun freilich“, fuhr Spelbrink mit dunklerer, drohenderer Stimme fort.

Aber da ist nun das Andere, ist die Sache mit Ellen, dieses Recht und Schlimme. Daß du ein Mädchen, das ich liebe, ohne irgend einen sichtbaren Grund angefallen und geißelt hast. Nur in die Hand, gewiß, — aber das war des Mädchens Glück, dieses schöne, klare und liebliche Gesicht zerfleischen können. Es lag ja nicht an dir, denke ich, daß es nicht geschah. Und ich: jetzt neigt sich die Schale deiner Schuld. Der Richter sagt: Er ist des Todes schuldig, denn er griff an, was seinem Herrn teuer war. Du verstehst das doch, Tyras, nicht wahr? Es ist ein gerechtes Urteil, denke ich.“

Der Hund legte sich flach auf den Fußboden. Immer noch, auch jetzt noch, hing sein Auge, wie durch eine magische Schur verbunden, an dem ernsten Gesicht des Mannes.

Spelbrink griff, ohne sich zu erheben, nach dem Schreibtisch — er hielt sich das Mädchen, daß dort eine Pflanze griffbereit lag, und sie schrie leise auf. „Aber du wirst doch nicht...“

„Ein einziger Blick in des Mannes Gesicht ließ sie verstummen. Sie preßte beide Hände ins Gesicht, sie wollte nicht sehen, was jetzt kam.“

„So möchte ich dich jetzt wohl töten“, sprach Spelbrink. „Es ist ein schweres Amt, doch gibt es niemanden, der es mir abnehmen würde. Niemanden auch, dem ich solch einen Auftrag geben würde. Nur...“ und wieder veränderte sich die Stimme, „nur...“ da fällt mir ein, daß die Frage nach dem Grund jenes deines Attentats auf das Mädchen dort offen geblieben ist. Das darf nicht sein. Verrette mir den Grund Tyras, ich bitte dich darum.“

Der Hund stand wieder auf, wie Schuk suchend barg er seinen Kopf zwischen den Knien des Mannes. Sein Fell berührte den kalten Lauf der Waffe, aber er starrte nicht.

„Er sagt“, fuhr Spelbrink fort, und jetzt schaute er das Mädchen an, voll und gerade, und seine Kieferknochen machten seltsam launende Bewegungen, „er sagt, er hätte dich angefallen an jenem Abend drüben im Park, als ich verhindert war, dir Gesellschaft zu leisten, weil du mit einem anderen Manne gingst, weil du... ja, du, sagst er... deine Arme um diesen andern, fremden Mannes Nacken schlangt. Da erst, sagt Tyras, sprang er dazwischen und dich dich. Er gesteht das ohne Reue, und wenn ich ihn recht vernehme, so tut es ihm leid, daß er dir nicht das Gesicht, das schöne, ungeschulbige Gesicht, zerriß. Mir auch, Ellen, mir auch.“

Ganz zusammengefallen lag das Mädchen in seinem Sessel. „Sieh“, sagte Spelbrink wieder, „nun wo er dies erklärt hat, und wo niemand sich meldet, der ihn lägen straft, da hebt sich die Schale seiner Schuld wieder, da ist nichts mehr da an Schuld und Fehle, materlos steht er vor jenem Richter, völlig unbeschadet. Und ihm, dem Richter bleibt nichts anderes übrig, als ihn freizusprechen. Er tut's nicht gern, Ellen, er tut's mahfhaftig nicht gern. Ich hätte lieber den Hund, so sehr er an ihn hängt, schuldig gefunden und das Mädchen rein. Aber er ist ein Richter, und er ist dazu verpflichtet, Recht zu sprechen. Nicht wahr?“

Er legte die Schußwaffe auf den Tisch zurück, stand dann auf. „Ich darf Ihnen wohl in Ihren Mantel helfen, nicht wahr?“ fragte er mit eifriger Höflichkeit. Das Mädchen erhob sich schwankend. Sie nickte nur, sie konnte nicht sprechen, so heftig starrte sie.

„Noch immer Angst vor Tyras?“ fragte Spelbrink mit einem harten Lächeln. „Es ist wirklich nicht nötig. Er sieht Sie nicht mehr, er kennt Sie nicht mehr, er nimmt Sie nicht mehr wahr. Er ist... ein edler Hund!“

ES GEHT AUCH ANDERS

Von Felix Niemtschen

Ich fuhr als Gast im Wagen mit. Mein guter Bekannter, der mir gegenüber den Ruf als feiner Mann nicht verlieren möchte, sah am Steuer. Ich saß neben ihm und vor dem Rührer zerbröckelte das Gewirr des Verkehrs lauber aufgeteilt nach rechts wie nach links. Mein guter Bekannter entfaltete alle jene Fertigkeiten und Klünste, die zusammengefaßt als „Fahrkünste“ bezeichnet werden. Zu dieser Fahrkunst gehörte auch die Aufzuchtung verschiedenartiger Tiere aus dem Tierreich, aber mit einer klaren und wütenden Begegnung auf Menschen. Der Ausruf „Oder Duffel“ gellte sich den Zitiaten aus dem Tierreich ergänzend hinzu.

Einmal, als ein bleicher Radfahrer (mit Kind auf der Lenkstange) von der Seite heranwich und ohne Abwinken vor dem Klüßler...

Ich machte die Augen rasch zu. Mein guter Bekannter trat die Bremsen und machte den Mund rasch auf. Es war eine ganze Kollektion schöner Namen, die er hergab. Aus Angst, im Schreck, von den Nerven her, das verriet sich. Da er aber zu bemerken glaubte, daß ich mit soviel Innigkeit und Gemütsausdruck nicht ganz einverstanden zu sein schien, und daß es mich feillich zu bedrücken schien, von ihm derartige Wörter... Es waren

ohne Zweifel derartige Wörter, man kann sie nur noch „derartige Wörter“ nennen...

„Ich bin durchaus nicht so“, entschuldigte er sich, „aber da kann man nichts machen, da geht es mit einem durch; und wieviel diese Fremde hier sind, nun nicht an die Verkehrsregeln halten, diese Schweinekerle, verfluchten!“

Ich weiß nicht, wie es das nicht können. Aber ich weiß sehr, wie der Mann am Steuer sich derartige Worte nicht entfallen kann. In der benachteiligten Maschine, er lebt groß und hoch als Mann am Steuer, er kann es, wenn geschimpft schon sein soll, mit einer geringen und kleinen Schimpfe nicht abmachen, sondern muß groß.

Gewiß, sagt er, aber das ist lo. Es sind die Nerven. Es ist anders gar nicht möglich.

Viel mehr sagte er nicht, denn in diesem Augenblick wurde ihm etwas gesagt. Und bald nachher sagte auch er etwas. „Duffel“, sagte er zu dem anderen Mann am Steuer des anderen Wagens.

Tja, aber dagegen läßt sich nichts sagen, wenn es anders nun eben nicht möglich ist. Aus der Situation heraus.

Und dann fuhr vor dreiviertel drauf auf eine Dame, die über den Damm strebte und rasch vorwärts lief, ganz unermutet, und die mit der Hand gegen den Klüßler drückte und uns aus großen, weiten Augen entsetzt anstarrte. Aber es waren wunderbar schöne, schwarze Augen, und die ganze Dame war wunderbar schön. Ich machte vor Angst die Augen zu und mochte nicht hören, was nun unfehlbar zu folgen hatte. „Alle Ziege.“ „Alle Blindheit.“ Oder sonst ein gutes Stück aus der Kollektion. Unvermeidlich. Es geht eben nicht anders.

Und nun erst kommt das Erschütternde. Er sagte wieder das eine noch das andere, er stießte auch nicht in, Gut die Zähne, sondern er sah am Steuer, starrte hin, grinste sich und sagte mit ganz staubroter Stimme: „Aber bitte schön, bitte schön!“

— Es ging also — wie ich zu sehen bekam — auch anders.

Und es könnte, wie es zu vermuten ist, überall anders gehen. Und das wäre beträchtlich besser. Es wäre sogar schön. Schöner wäre die, die sonst erniedrigend angegriffen werden, und weit schöner noch für den, der die Schwermütigkeit freundlich löst, denn Freundschaft, die wir erweisen, hebt uns, während alles Häßliche, das wir von uns geben, immer ganz did in uns hängen bleibt.

Schluckebier wird weich

Von F. M. Sotum

Da ist Herr Schluckebier mir gegenüber, ein Mann von altem Schrot und Korn. So altes Schrot und Korn wie feins kann es nur ganz früher gegeben haben. Wie ein grimmer Rede, so roter Herr Schluckebier in unsere Zeit hinein. Gleichhart ist er, Gefühlsduseleien gibt es für ihn nicht.

Er hebt Bierglas, Zeigefinger und schwere Augenlider. Das Bierglas steht er wieder ab. „Das ist, nichts ist das!“ schnaubt er mühsam, denn er hat das Rückenasthma. „Dauerschnupfen! Heute das! Gab's zu meiner Zeit nicht! Ausgeschlafen, gar nicht auszudenken! Ferien für Vegetarier! Ferien! Hat Wer hat uns Ferien gegeben? Wer? Maulschellen hat's gegeben, keine Ferien!“ Er trinkt und lächelt dann ins Glas, wo er eine seltsame, ferne Zeit zu sehen scheint, in der es keine Ferien, sondern Maulschellen in Hülle und Fülle gegeben hat.

Nun bin ich ein junger Mensch, welcher weiß, daß man zwei Ohren hat und nur einen Mund, woraus klar hervorgeht: man soll sich belächeln lassen. „Das müssen ja herrliche, harte Zeiten gewesen sein! Erzählen Sie doch mal!“

Ein grimmes Lachen löst Schluckebier aus. „Das harte Zeiten? Noch schlimmer! Morgens um fünf war die Nacht rum! Maus aus den Federn und ohne Kaffee an die Arbeit! Und dann hieß es parieren oder es 'log dir was an den Kopf, eine Eisenhantel vielleicht oder ein Hammer!“

„Wundervoll!“ stöhne ich vor Begeisterung.

„Was?“ Inzuri Schluckebier. „Wundervoll? — Hat sich was? Eine Schinderei war das, eine Verlichte, das damals! Möchte es nicht nochmal mitmachen! Keinen Sonn-

tag, keine Freiheit, kein Urlaub, nur Schaffen, sich schinden lassen und so...“ Er bricht ab, guckt mich an, drohend kneift er die Augen ein. „Allo Sie!“ sagt er. „Sie, wann ich Sie jetzt als Verlobt hat“, Sie, dann... Ihr habt keinen Respekt mehr, Ihr Himmelskinder! Euch gehört die Erziehung, die wir ge — genossen haben, jawoll, genossen haben! Deubelndmal!“

Er ist doch ein Rede.

DER BERG

Von Will Vesper

Ein Mann lies einen hohen Berg hinauf Schritt für Schritt. Es war wirklich ein sehr hoher Berg und der Mann hatte viele Mühe, ihn zu ersteigen. Und da er gerne wissen wollte, wie hoch der Berg wohl sei, so zählte er seine Schritte, hundert und tausend und viele tausend. Als er nun endlich oben und auf dem Gipfel war, zählte er: hunderttausend, hunderttausend und zehn Schritte. Und er wendete sich ganz stolz zu dem Berg und sagte: „So, lieber Berg, nun kann ich ganz gewiß sagen, daß ich weiß, was hoch sein heißt und was hoch ist. Ich habe es mit meinen Schritten gemessen. Und so bin ich eigentlich klüger als

du, der du nichts weißt. Aber ich bin auch ein Mensch. Oder weißt du, wie hoch du bist? Nein“, sagte der Berg zu ihm. „Wissen ist nicht meine Sache. Und so weiß ich auch nicht, was hochsein heißt. Aber bedenke, mein Vebler, ich bin hoch. Und das ist vielleicht auch etwas. Und da brauche ich vielleicht garnichts mehr darüber zu wissen.“

„Das war eine gute Antwort“, sagte der Mensch. „Und ich danke dir für die Weisheit. Ja, hoch sein, das ist freilich mehr, als wissen, was hoch ist. Und so ist es mit allen Dingen. Wer etwas ist, der ist auch besser daran, als der, der nur von etwas weiß. Das Feuer ist heiß. Es braucht nicht zu wissen, was heiß

sein ist. Wer etwas ist, der steht innerhalb einer Sache. Wer aber nur davon weiß, der steht außerhalb. So ist es auch mit den Menschen. Klug sein das ist mehr als von Klugheit wissen. Und wer wirklich klug ist, der braucht nicht zu wissen, was Klugheit ist. Und so auch, wer gut ist, der weiß es nicht. Wissen, was gut ist, nützt an gar nichts. Nur das Sein allein kommt es an in allen Dingen. Das will ich von dir lernen, lieber Berg, und dann kann ich wahrhaftig sagen, daß ich nicht umsonst zu dir hinaufgeklüffelt bin, wenn ich nun auch ganz vergessen habe, wieviel Schritte es eigentlich waren.“

Frauenarbeit in der NSB.

Teilnahme an allen Gebieten fürsorglicher Betreuung

In der Schriftenreihe der NSB ist als 8. Heft eine Broschüre 'Frauenarbeit in der NSB' erschienen...

Von handgewebten Dingen

Ein altes Handwerk — Wiederbelebung in der Gegenwart — Die große Kunst

Es sind gegenwärtig vor allem Frauen, die zum Webstuhl zurückkehren, wie dies Handwerk auch früher zu allen Zeiten...

bestimmtes Gewebe bis heute erhalten hat. Auch die Schotten trugen bereits zur Römerzeit ihre karierten Röcke.

In geschichtlicher Zeit mögen es wohl zuerst Phönizier gewesen sein, welche bei Gelegenheit des Bernsteinhandels...

Hier liegt für uns einerseits heute der Wert der handgewebten Stoffe, die sind, wenn wirklich handgewebt, unbedingt Qualitätsstoffe...

Man ist heute zum Teil bemüht, die Handweberei besonders auf dem Lande wieder zumindes als Hausarbeit für den eigenen Bedarf neu zu beleben.

Und Handweben, dies ist ehrlich betont, ist mehr als Stricken, Häkeln oder Seiden, mehr als eine ausruhende Handarbeit...

Es werden heute wieder viele gute Webereierinnen ausgebildet, und manche Frau und manches Mädchen, die Zeit haben...

Die Textilindustrie braucht keine Konkurrenz zu fürchten, denn die Handweberei kann tatsächlich nur da konkurrieren...

Hüterinnen der Sprache

In der Hand der Frau liegt die kulturelle Erziehung des Kindes Mehr Zucht in täglichen Sprachgebrauch notwendig

Ein Volk lebt nicht allein durch die Kraft seiner Menschen, sondern ebenso auch durch die weisungsbereite Haltung des einzelnen...

wieder ein Brunnen fülle, aus dem wir in der rechten Stunde schöpfen können.

Sprache begegnet uns zuerst bei der Mutter, und wie alles, was aus diesem immer lebendigen Quell fließt, uns nährt und trägt...

Als Frauen aber ist es Stolz und Freude, daß unter den deutschen Dichtern, die in der Welt Geltung haben, auch die Namen vieler Frauen genannt werden...

Dem Sprache ist ja mehr als Verständigungsmittel, Sprache ist im tiefsten die Möglichkeit, seelische Empfindungen zu veranschaulichen...

Über Nacht hatte es geschneit. Am Morgen war alles weiß und unsere sonst so bekannte Landschaft schien irgendwo fremd auszuweisen.

Ein Mädels nimmt Abschied vom Arbeitsdienstlager

Von Hanni Marten

Die Landfrau muß unvollkommen werden

Entlastung der Bauernfrau durch das erweiterte weibliche Pflichtjahr Stadt und Land lernen sich verstehen

Die Ausdehnung des weiblichen Pflichtjahres auf alle ledigen weiblichen Arbeitskräfte unter 25 Jahren ist eine Folge des anhaltenden Mangels...

als wenn ich die Schwere meines Koffers spürte. Zehn Schritte, dann abgesetzt, noch einmal so, dann etwas länger verknauert.

Erster Tag auf Bauernhilfe. Den ganzen Tag auf dem Felde und in sengender Glut Garben gebunden.

Gesalzene Sachen

Die Gefahren des Kochsalzmissbrauches und die Deutschen Gewürze

Das 'Ach salze doch nicht zu stark!' wird heute Hausfrau sagen, und doch handelt es sich in diesem Falle um eine halbdunne alte Gewohnheit...

aber allezeit die deutschen Gewürze zur Bereitung der Speisen, so werden alle Familienmitglieder über den vorzüglichen Geschmack erkaunt sein.

Wir leben in Deutschland über nahezu 50 heimische Würst- und Küchenkräuter, und es bietet allein schon diese Zahl eine unerhörte Vielfalt...

Stadt und Gemeinschaft können einer solchen Entlastung nicht untätig zusehen. Die neue Anordnung des Pflichtjahres...

Wir wollen uns bei dieser Betrachtung nicht darüber freuen, welche bestimmte Kochsalzmenge der menschliche Körper durchschnittlich verträgt...

Ne weniger Kochsalz wir gleichzeitig mit den deutschen Gewürzen zusammen verwenden um so besser kommt der köstliche Geschmack dieser Gewürze an.

Für das gegenseitige Verständnis von Land und Stadt kann der ländliche Dienst unserer weiblichen Arbeitskräfte ebenfalls nur von Vorteil sein.

Als ich langsam die einzelnen Fußstapfen durch den Schnee zurückginge, weiß ich, daß dieser letzte Tag zugleich mein schönster Tag sein wird.

Als ich langsam die einzelnen Fußstapfen durch den Schnee zurückginge, weiß ich, daß dieser letzte Tag zugleich mein schönster Tag sein wird.

Keine Frage ohne Antwort!

Liebe Waltraut!

Du wünschst so brennend meinen Besuch, da Du einen ganzen Haufen voll Fragen an mich hast...

Kurz und gut, es gibt keine Sorge und keine Frage, mit der Du nicht getroßt und vertrauensvoll in die Beratungshalle kommen kannst.

Heil Hitler! Deine Gretel.

Das ist der Grund, weshalb wir heute so viele Frauen in den Arbeitsdienstlagern sehen...

Wir wollen uns bei dieser Betrachtung nicht darüber freuen, welche bestimmte Kochsalzmenge der menschliche Körper durchschnittlich verträgt...

Wir leben in Deutschland über nahezu 50 heimische Würst- und Küchenkräuter, und es bietet allein schon diese Zahl eine unerhörte Vielfalt...

Als ich langsam die einzelnen Fußstapfen durch den Schnee zurückginge, weiß ich, daß dieser letzte Tag zugleich mein schönster Tag sein wird.

Als ich langsam die einzelnen Fußstapfen durch den Schnee zurückginge, weiß ich, daß dieser letzte Tag zugleich mein schönster Tag sein wird.

Als ich langsam die einzelnen Fußstapfen durch den Schnee zurückginge, weiß ich, daß dieser letzte Tag zugleich mein schönster Tag sein wird.

Als ich langsam die einzelnen Fußstapfen durch den Schnee zurückginge, weiß ich, daß dieser letzte Tag zugleich mein schönster Tag sein wird.

Als ich langsam die einzelnen Fußstapfen durch den Schnee zurückginge, weiß ich, daß dieser letzte Tag zugleich mein schönster Tag sein wird.

Als ich langsam die einzelnen Fußstapfen durch den Schnee zurückginge, weiß ich, daß dieser letzte Tag zugleich mein schönster Tag sein wird.

Als ich langsam die einzelnen Fußstapfen durch den Schnee zurückginge, weiß ich, daß dieser letzte Tag zugleich mein schönster Tag sein wird.

Als ich langsam die einzelnen Fußstapfen durch den Schnee zurückginge, weiß ich, daß dieser letzte Tag zugleich mein schönster Tag sein wird.

Als ich langsam die einzelnen Fußstapfen durch den Schnee zurückginge, weiß ich, daß dieser letzte Tag zugleich mein schönster Tag sein wird.

Als ich langsam die einzelnen Fußstapfen durch den Schnee zurückginge, weiß ich, daß dieser letzte Tag zugleich mein schönster Tag sein wird.

Als ich langsam die einzelnen Fußstapfen durch den Schnee zurückginge, weiß ich, daß dieser letzte Tag zugleich mein schönster Tag sein wird.

Als ich langsam die einzelnen Fußstapfen durch den Schnee zurückginge, weiß ich, daß dieser letzte Tag zugleich mein schönster Tag sein wird.

Als ich langsam die einzelnen Fußstapfen durch den Schnee zurückginge, weiß ich, daß dieser letzte Tag zugleich mein schönster Tag sein wird.

Als ich langsam die einzelnen Fußstapfen durch den Schnee zurückginge, weiß ich, daß dieser letzte Tag zugleich mein schönster Tag sein wird.

Als ich langsam die einzelnen Fußstapfen durch den Schnee zurückginge, weiß ich, daß dieser letzte Tag zugleich mein schönster Tag sein wird.

Als ich langsam die einzelnen Fußstapfen durch den Schnee zurückginge, weiß ich, daß dieser letzte Tag zugleich mein schönster Tag sein wird.

Als ich langsam die einzelnen Fußstapfen durch den Schnee zurückginge, weiß ich, daß dieser letzte Tag zugleich mein schönster Tag sein wird.

Als ich langsam die einzelnen Fußstapfen durch den Schnee zurückginge, weiß ich, daß dieser letzte Tag zugleich mein schönster Tag sein wird.

Als ich langsam die einzelnen Fußstapfen durch den Schnee zurückginge, weiß ich, daß dieser letzte Tag zugleich mein schönster Tag sein wird.

Als ich langsam die einzelnen Fußstapfen durch den Schnee zurückginge, weiß ich, daß dieser letzte Tag zugleich mein schönster Tag sein wird.

Als ich langsam die einzelnen Fußstapfen durch den Schnee zurückginge, weiß ich, daß dieser letzte Tag zugleich mein schönster Tag sein wird.

Als ich langsam die einzelnen Fußstapfen durch den Schnee zurückginge, weiß ich, daß dieser letzte Tag zugleich mein schönster Tag sein wird.

Als ich langsam die einzelnen Fußstapfen durch den Schnee zurückginge, weiß ich, daß dieser letzte Tag zugleich mein schönster Tag sein wird.

Als ich langsam die einzelnen Fußstapfen durch den Schnee zurückginge, weiß ich, daß dieser letzte Tag zugleich mein schönster Tag sein wird.

Als ich langsam die einzelnen Fußstapfen durch den Schnee zurückginge, weiß ich, daß dieser letzte Tag zugleich mein schönster Tag sein wird.

Künstlerporträts vom Badischen Staatstheater

Die Kunst im Rampenlicht

Von Günther Röhrdanz

VILMA FICHTMÜLLER

Der Zufall entschied

Bis zu ihrem 21. Lebensjahr hat Vilma Fichtmüller, die sich inzwischen den Titel einer Kammerfängerin in Karlsruhe erlangen konnte, nicht daran gedacht, daß sie einmal Sängerin werden würde. Wie hätte auch die Tochter eines in der Technik tätigen Vaters, sie, die aus einer Familie kam, in der es keine hervorragende musikalisch tätige Persönlichkeit gab, auf diesen Gedanken kom-



Vilma Fichtmüller
Aufn.: Tilly Pröll, Berlin

men sollen. Wohl war die in Berlin geborene Schülerin mit 12 Jahren unter den Schülerinnen, die vom Gesangslehrer wegen musikalischer Begabung für Jodes „Jugendmusikschule der Akademie für Jugend- und Schulmusik“ in Charlottenburg ausgewählt wurden. Hier hat Vilma Fichtmüller im Schülerorchester die Violine gespielt. Als sie aber mit 18 Jahren die Schule verließ, wandte sie sich der Vorbereitung für den Beruf einer technischen Assistentin in der Medizin zu und besuchte damals die Universität in Berlin. Der plötzliche Tod des Vaters aber setzte diesem sonstigen Entwicklungsgang ein frühzeitiges Ende. Ein anderer Schritt aber sollte für den Weg Vilma Fichtmüllers zur Bühne entscheidend werden. Eine Studentin nahm das junge, vor allem für den Sport interessierte Mädchen mit in die Städtische Oper. Hier waren sie für Freitagen in der Kompartiererei tätig. Und hier hat Vilma Fichtmüller als ein Page im „Lobengrin“ zum erstenmal auf den Brettern gestanden.

Das Leben bekam seinen Sinn

Schlieflich konnte aber ein junges Mädchen in einer mit Freitagen besetzten Tätigkeit keine Aufgabe sehen. Sie mußte an die Zukunft denken. Das Meer der Arbeitslosen, das damals ganz Deutschland bevölkerte, die immer neuen Zusammenbrüche großer Unternehmen aller Erwerbszweige waren nicht gerade Erscheinungen, die einem jungen Mädchen für eine gesicherte Zukunft große Hoff-



Die Sängerin im Sattel
Aufn.: Privat

nungen machen konnten. Vilma Fichtmüllers außerordentliche Stimmbegabung blieb aber nicht verborgen, und eines Tages gab ihr ein Kapellmeister der Städtischen Oper den dringenden Rat, sich doch ausbilden zu lassen und Sängerin zu werden. Sie ging zu dem ihr empfohlenen Gesangspädagogen Mangold, der auch heute noch ihr Lehrer ist, ließ sich prüfen und wurde mit Begeisterung aufgenommen. Der Lehrer hatte hier eine natürliche Begabung festgestellt, bei der alle Voraussetzungen vorhanden waren, der nur noch der Weg geebnet werden mußte. Und er nahm sie in eine sichere und anspruchsvolle Ausbildung. Von diesem Augenblick an fühlte Vilma Fichtmüller, daß ihr Leben wieder einen Sinn bekommen hatte, daß sie wieder ein Ziel vor sich, dem sie mit allen Kräften zustrebte. Neben der Gesangsausbildung widmete sie, die schon immer viel Zeit für den Sportplatz zur Verfügung gehabt hatte, sich allen ihr zugänglichen Sportarten, an die noch außerordentlich junge Künstlerin gestellt wurden, mit Sicherheit zu meistern.

Erfolge entschieden

Doch auch in dieser ersten Zeit ihres Gesangstudiums war die letzte Entscheidung über die Bühnenlaufbahn noch nicht gefallen. Als Vilma Fichtmüller eines Tages die Möglichkeit hatte, als Pflegerin eines Kriegsverletzten

nach Straburg in eine gesicherte Stellung zu gehen, nahm sie diesen Gedanken zunächst auf. Der Plan aber zerfiel sich dadurch, daß sie als Deutsche keine Zulassung bekam, da man dem Kriegsinvaliden riet, eine französische Pflegerin zu nehmen. Es mag ein Wink des Schicksals gewesen sein. Vilma Fichtmüller sollte der deutschen Oper gewonnen werden. Und der erste Erfolg, der sie endgültig für das Theater bestimmte, ließ nicht mehr lange auf sich warten. Sie sang eines Tages dem Spielleiter des „Deutschen Opernhaus“ in Charlottenburg vor. Und das wurde entscheidend. Die immer noch außerordentlich junge Künstlerin hatte sich keine leichten Partien ausgemacht, mit denen sie die Probe bestehen wollte. Um so erstaunlicher war ihr Erfolg. Sie sang zuerst den Balfürer, der zum Schwierigsten der deutschen Oper gehört und im Anschluß daran den Schluß aus der „Walfüre“. Und sie, die schon bei Schülerkonzerten manchen Erfolg heimgebracht hatte, erlangte sich auch hier wieder die größte Zustimmung. Ein Telefonanruf beim Bühnennachweis genügte, und sie ließ schon am nächsten Tag als kleines Sportmädchen zwischen zahlreichen Bewerbern im Wartezimmer des Bühnennachweises.

Zwischen den Verträgen

Der Intendant von Görlitz, dem sie zuerst vorzulegen sollte, meinte, noch bevor er sie gehört hatte, sie sei viel zu jung, so daß ein Engagement gar nicht in Frage käme. Anhören wollte er sie aber doch. Als er dann den Balfürer und die Pallasarie aus dem „Lannhäuser“ ge-



Vilma Fichtmüller in drei Rollen

Von links nach rechts sehen wir die Künstlerin als Hänsel, als Leonore und mit Pistor zusammen in Max von Schillings „Moloch“
Aufn.: Hartung, Bln., Archiv des „Deutschen Opernhaus“, Bln. (2)

hört hatte, machte er sofort einen Vertrag mit ihr, der sie als Hochdramatische nach Görlitz verpflichtete.

Doch auch im „Deutschen Opernhaus“ schien ihr Vorhaben nicht ohne Wirkung geblieben zu sein. Wenigstens bekam sie eine Woche später von dort ebenfalls die Aufforderung vorzuziehen. Hier stand sie nun wieder auf den Brettern, auf denen sie als Komparistin die erste Bühnenluft geatmet hatte. Noch mußte sie warten, denn außer ihr waren noch viele andere zum Vorziehen bestellt. Endlich nach drei Stunden kam ihr großer Augenblick. Sie sang und... sie gewann. Der Balfürer und die Sanzsaarie brachten den ersten aber auch entscheidenden Erfolg. Der Sprung ins Rampenlicht war getan. Noch war der Vertrag mit Görlitz rückgängig zu machen und Vilma Fichtmüller war an das „Deutsche Opernhaus“ ihrer Heimatstadt Berlin engagiert.

Vor neuen Aufgaben

Dieser erste und entscheidende Schritt stellt sie aber gleichzeitig vor neue, schwere Aufgaben. Noch hatte die junge Künstlerin kein Repertoire. Ihr ausgezeichnetes Gedächtnis und ihre schnelle Auffnahmefähigkeit brachten sie in die Lage, mit Hilfe ihres Lehrers hier sehr bald Absätze zu schaffen. Ein einziges Rollenstudium begann. Allerdings darf dabei nicht vergessen werden, daß in dieser Zeit an die junge Künstlerin die größten Anforderungen gestellt wurden. Wohl war sie an eine große Bühne gekommen, doch stand sie hier unter lauter erstklassigen und berühmten Kräften, unter denen es sich zu behaupten galt. Dazu wurde ihr sehr bald Gelegenheit gegeben, als sie in ihrer ersten Rolle von Max von Schillings „Moloch“ mit Pistor und Meinmar zusammen auf der Bühne stand. Wenn man sich die ganze Schwere der Aufgabe ausmalen will, vor die Vilma Fichtmüller damals gestellt wurde, so muß man sich vorstellen, daß die junge Künstlerin wohl eine musikalische und stimmliche Ausbildung hinter sich, aber noch keinen dramatischen Unterricht kennen gelernt hatte. Wieviel natürliche Begabung mußte also hier vorhanden sein, wenn die junge Künstlerin damals die ihr gestellten Aufgaben mit Sicherheit meisterte. Denn auch ihre zweite Rolle stellte keine geringen Ansprüche. Sie sang in „Hänsel und Gretel“ den Hänsel, eine Rolle, in der sie auch die Karlsruhe noch in bester Erinnerung haben.

Die andere Seite

Die andere Seite dieses ersten Engagements war aber die, daß sie erstmals bei ihrem Lehrer noch weiter arbeiten konnte, daß sie zweitens immer mit Künstlern zusammen war, die ihr aus ihrer reichen Erfahrung viel raten konnten. Und gegen diese Ratgeber hat sich Vilma Fichtmüller nie verhalten. Schon bei ihrem Lehrer, einem großen Verehrer Richard Wagners, hatte sie



Vilma Fichtmüller im Kreise der Künstler der Richard-Wagner-Festwoche in Detmold 1937 zusammen mit Gauleiter Alfred Meyer
Aufn.: Archiv der Detmolder Festspiele

Die Künstlerin beim Sport
Aufn.: Privat



die erste Bekanntschaft mit dem Werk des Bayreuther Meisters gemacht. Nun erfuhr diese Bekanntschaft durch den Kammerfänger Braun eine weitere Vertiefung. Die Größe dieses deutschen Musikdramas begann ihr aufzugehen, so daß sie sich selbst immer wieder in das Studium seiner großen Frauengestalten vertiefte. Wie verständlich ist, daß die Künstlerin überaus glücklich war, als sie die „Walfüre“ unter Kurtwängler in der Bayreuther Festwoche in der Staatsoper hören konnte.

Und noch etwas half Vilma Fichtmüller damals weiter: der dramatische Unterricht, den sie bei der Frau-Miltenburg genoss, bei jener großen Persönlichkeit, die mit einer außerordentlichen künstlerischen und darstellerischen Begabung auch eine unendliche Wandlungsfähigkeit besaß.

Heinz Rühmann SPIELT Bridge

Bridge ist eins der schwersten Kartenspiele. Heinz Rühmann mußte es erlernen, denn sein Beruf erforderte es. Er ist im Kleinen Haus des Staatstheaters in Berlin „Der Bridgekönig“ (Lustspiel von Armand Marchand).



Sorgsam und angestrengt steckt Heinz Rühmann das Blatt zurecht, Maria Bard freut sich über die guten Karten, die Heinz Rühmann bekommt.



Der Gegner legt seine Karten auf, Heinz Rühmann überlegt bereits seine Stiche, während Maria Bard das Spiel verfolgt.



Erst sieht es brenzlich aus für den humorvollen Heinz, dann aber sticht er unter dem schadenfrohen Gelächter Maria Bards seinen Gegner Hans Leibelt (links) kunstgerecht ab.

Aufnahmen: Schirner (3)

Weiter vorwärts

Und eines Tages stand Vilma Fichtmüller selbst als eine der Wagnergestalten in einer Aufführung des Deutschen Opernhaus auf der Bühne. Sie sang die Sieglinde in der „Walfüre“ und Anton Baumann stand ihr als Hundina gegenüber.

Trotz dieses Erfolges aber konnte die Oper in Berlin die aufstrebende Künstlerin auf die Dauer nicht befriedigen, denn bei den zahlreichen Kräften, die dort engagiert waren, bekam der einzelne nicht allzuoft eine große Rolle. So beehrte Vilma Fichtmüller die Möglichkeit, von Berlin scheiden zu können. Zwei Möglichkeiten hatte sie damals: Königsberg oder Karlsruhe. Und sie entschied sich für Karlsruhe. Hier hat sie in vielen Rollen auf der Bühne des Badischen Staatstheaters gestanden und manche Probe ihrer großen Begabung und ihrer schönen Stimme geliefert. Das schönste Erlebnis für die Künstlerin selbst aber war, als sie in Karlsruhe als Nothelfer auf der Bühne stand, in dieser Rolle, die die höchsten Anforderungen an eine Künstlerin überhaupt stellt. Mit Bedauern sehen die Karlsruher die Künstlerin scheiden, die in der nächsten Zeit an die Volkoper nach Wien gehen wird.

Am nächsten Sonntag bringen wir:
FRANZ SCHUSTER

Eine Chronik der Schwierigkeiten
Und alles für eine Mark Parkettplatz

1000 Kilometer Filmexpedition

Paß, was ist das schon — 1000 Kilometer Reisen. Da gehen wir an den nächsten Bahnhof oder das nächste Reisbüro. Haben wir nur das nötige Kleingeld, dann läßt sich sehr schnell eine Karte 3, 2, oder wenn man will 1. Klasse. Und warum nicht Schlafwagen? Wem können da bei 1000 Kilometer noch einige hundert mehr überhaupt imponieren? Man braucht in Deutschland nicht einmal einen Paß dazu, um diese 1000 lumpigen Kilometer in aller Bequemlichkeit abzureisen.

Leider kann man in Lappland nicht mit dem Schlafwagen fahren. Wenn man einen eisfreien Hafen trifft, oben an der Eismeerküste, dann kann man sich beglückwünschen. Jeder einzelne zurückgelegte Kilometer kann als voller Erfolg gewertet werden.

Reisen nun aber gar 90 Menschen diese Strecke und haben sie eine Reihe geheimnisvoller Kisten bei sich, auf die sie noch mit aller Besorgsamkeit acht geben, und müssen sie dabei Zoll und Poststationen passieren. . . was sich dann alles ereignet, kann man sich nicht ausmalen. Eine kleine Durchsicherung bis unter die Haut ist das erste. Eine mehr oder weniger liebevolle Verhaftung folgt. Was — die dreißig Personen stellen eine Filmexpedition dar? Ausgerechnet da oben hin, zum Nordsee, wo es bloß Sand, Eis, Wölfe, Rentiere und „Lappen“ gibt? Das kann ja jeder sagen! In solchen Fällen wird amtlich „rückgefragt“. Wollen die Damen und Herren von der . . . hm, Filmexpedition es sich inzwischen so ungemächlich wie möglich machen. . . Es wird über sie verfügt werden!

In solcher Situation läßt sich eben gar nichts anderes machen, als eine stoische Ruhe zu bewahren. Und zu hoffen. Inzwischen brannen die schönsten Nordlichter am Himmel und das mühsam gesammelte Futter für die mitgeführten gezähmten Rentiere schmolz dahin. Ein schöner Anfang für den Film „Der dunkle Ruf“, auf den man so viele Hoffnungen gesetzt hatte.

Nun, dieser Kilometer der 1000-Kilometer-Reise dauerte 10 Tage, ehe er überwunden war. Dann allerdings stellte die finnische Regierung der Filmexpedition ein besonders schönes Schiff zur Verfügung und weiter ging es in den Norden hinein.

Aber es war beschissen, anzunehmen, daß das Schwere überwinden sei. Jeder Erfolg will hart erkämpft sein — und dieser Erfolg mochte es dreifach.

Einmal hatte man Rentiere mit, wie schon erwähnt. Das wilde Rentier ist ein Feinschmecker und lehnt jede andere Nahrung ab als das Rentiermoos. Was blieb übrig, als im voraus etwa 10 000 Kilo Rentiermoos sammeln zu lassen, eine Arbeit, die Zeit, sehr viel Zeit und auch ein kleines Vermögen an Geld kostete. Denn man kann Rentiermoos nicht einfach ablesen. Eine kleine Expedition mit 50 Rentieren zog über schneebedecktes Feld — und nur das Rentier selbst wittert, wo unter dem Schnee kein Moos versteckt ist. Hier hält es an und schnarrt. Sehr zum Mißmut der hungrigen Tiere nahm ihnen der Mensch den kostbaren Fund fort, sammelte ihn und ließ weiterziehen. 10 000 Kilo sollten auf diese Weise zusammenkommen.

Bis Vilhelmar, dem Paß, an dem die wichtigsten Bilder aufgenommen werden sollten, also hatte man die kostbaren abgerichteten Tiere, die einen wichtigen Teil der Filmexpedition bildeten, mitgebracht. Aber in der ersten Nacht kamen die Wölfe. Ehe Hilfe zur Stelle war, hatten die Bestien sämtliche Rentiere bis auf zwei niedergemacht. . .

Sollte man verzweifeln und aufgeben? Klütere doch auch das Thermometer auf 35 Grad unter null. Der Motor fror dauernd ein. Im Mikrophon war wegen des heulenden Windes kein Wort zu verstehen. Das Er-



Leila, die Hauptdarstellerin des Degeto-Films der Nordica „Der dunkle Ruf“, der das Leben einer Norwegerin unter Lappen schildert

gebnis der ersten drei angestrengten Arbeitstage war — nicht ein einziges Bild und keine Ueberzeugung, daß hier oben überhaupt kein Film zu drehen sei.

Zum LACHEN und RATEN



„Wo hast du denn bloß die klugen Gebilde am Propeller her?“
„Dabe da beim neuen Höhenrekord in der Milchstraße gebuttert!“

Silben-Rätsel

a — a — an — be — ber — ber — bris — bus — hen — dau — di — di — dies — e — e — em — en — fant — fer — ga — gan — genz — ges — glo — ha — ha — he — heim — hi — hu — i — i — in — fa — fe — le — leut — li — lie — lin — ma — ma — mi — min — nand — nant — nau — ne — ne — ni — no — o — ra — ra — ring — spa — spa — si — sto — tä — te — tel — ten — ter — the — ti — ti — tor — u — u — un — vem — zel

Aus diesen 75 Silben sind 28 Wörter von nachstehender Bedeutung zu bilden:

- 1 heiliger Fluß der Indes, 2 Sonntag in der Osterzeit, 3 Gartengerät, 4 symbolischer Schmuck, 5 Stadt am Bodensee, 6 Empfindung, 7 geistige Veranlagung, 8 Erdflugel, 9 Dichtwörter, 10 Raubvogel, 11 bekanntes deutsches Bad, 12 Kunststätte, 13 weiblicher Vorname, 14 wohnschmeckende Wurzelkraut, 15 Antillenninsekt, 16 Rundfunksender, 17 Offizier, 18 Stadt in Iran, 19 südamerikanische Affenart, 20 Teil des Jahres, 21 schlanges exotisches Tier, 22 Volk in Afrika und Asien, 23 eine bekannte Oper von Verding, 24 männlicher Vorname, 25 Feuerstätte, 26 Staat in Nordamerika, 27 europäisches Land, 28 seines Gebäck.

Die Anfangs- und Endbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben im Zusammenhang einen Sinnspruch (es gilt als nur 1 Buchstabe).

1. _____
2. _____
3. _____
4. _____
5. _____
6. _____
7. _____
8. _____
9. _____
10. _____
11. _____
12. _____
13. _____
14. _____
15. _____
16. _____
17. _____

Aber die Schachspieler, unter ihnen die bekannte schwedische Künstlerin Aino Taube, hielten aus. Für George Schneewogt, Skandinaviens Meisterregisseur, waren die Schwierigkeiten überhaupt nur da, um überwinden zu werden!

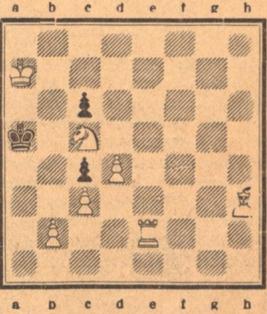
Aber es kam Neues. Wegen der Kälte konnte man überhaupt kein Metall anlassen, die Haut blieb daran kleben. Das Mundstück der Signalpfeife mußte zur Benutzung mit einem Fettschmied unwiderrlich werden. Sonst konnte man Metall eben nur mit Pelzhandschuhen anlassen. Ein kleines Schraubchen einzuschrauben, war deshalb ein Problem, das der Filmexpedition einen ganzen Tag Verlust kostete.

Dann mußte man weiter in das Land eindringen. Also alles Material auf einen Schlitten. Da es Pferde hier nicht gibt, kam nur das Rentier zum Ziehen in Frage. Aber das klappte durch unerwartete Bewegungen beim Ziehen öfter einmal den Schlitten um — und das war wiederum nichts für die empfindlichen Filmapparate. Was blieb übrig: Regisseure, Schachspieler und Hilfskräfte spannten sich gemeinsam vor die Schlitten und los ging es durch den oft zwei bis drei Meter tiefen Schnee. Dabei lernt man, ob man will oder nicht, die Schneeschuhe zu benutzen. Sämtliche Teilnehmer der Expedition kamen als blühende Skifahrer von dieser Fahrt zurück.

Wie es gelang, all diesen Schwierigkeiten Herr zu werden, sieht man heute dem fertigen Degeto-Film der Nordica „Der dunkle Ruf“ nicht mehr an. Doch ist er ein getreues Abbild des harten Lebens, des harten Lebenskurzes des hohen Nordens, seiner Menschen und ihrer Schicksale geworden. Aus Gefahr und fast unüberwindlichen Schwierigkeiten wuchs in jähem Kampf um jeden Meter Film das Bildwerk. Daß Schachspieler und Regisseure dies alles so nah und unmittelbar empfunden und miterlebt haben — wies das Theater aus und gehaltene Wirklichkeit. Die Schwierigkeiten des Landes, die 1000 Kilometer Kummer, Sorgen und Not, sind dem Film ausgezeichnet bekommen. Noch nie sah die Allgemeinheit so den Norden, noch nie war er uns so nahe wie hier.

Schach

Leitung: Badischer Schachverband, Th. Weislinger, Durlach
Folge 4 22. Januar 1930
Aufgabe Nr. 4 von Georg Becker, Durlach Urdruck



Matt in 3 Zügen

Ein leichtes, aber sehr acelläres Problem, das aber kein Zünder ist, wenn auch der 3. Zug an ihn erinnert.

Wer hat richtig gelöst?

Lösung der Aufgabe Nr. 30 (Krämer: B.: 304, Dd3, B7; Sd3, Ke7, Dreißiger): Die Aufgabe ist korrekt, mochten verschiedene Leser zweifeln, da sie mit 1. Df5? begannen und auf Ad8! kein Matt fanden. Die richtige Lösung ist: 1. Dd3—g7! Ke7—f8; 2. Dd7—f5! und nun wird es im nächsten Zuge matt. Auf andere Züge des schwarzen Königs folgt 2. f7—f8D, unm.

Richtige Lösungen sandten ein: Dr. Doehn (auch Nr. 29 richtig gelöst), Robert Filder, Georg Hoffmann, Oskar Kufhardt, Franz Bent, Willi Weiler, Karlsruhe; E. Dallinger, Durmersheim; Kurt Jimmel, W. Baden. Lösungen der Aufgaben Nr. 31 und 32 von G. Becker (R66, Fd3, Vc5, Sc1, H, Wa3, d6; Sd3, Ke4, Sd4, Bc2, c3, d7, e6, Dreißiger): 1. Fd3—e8, Sd4—e2; 2. Fc3—d3 mit Zugzwang für Schwarz! 1. Fd3? Sd5! 2. Ke5! Ke5! Kein Matt! (B.: Ke1, Dd7, Fc8, g5, Vc6, Sd4, f6, Bb2, g3, e6; Sd3, Ke4, Sd7, Zweifziger: 1. Sd4—d3.

Richtige Lösungen zu beiden Aufgaben sandten ein: Carl Großgarten, Robert Filder, Franz Bent, Oskar Kufhardt, Willi Weiler, Karlsruhe; Ludwig Kietl, Grabs; E. Dallinger, Durmersheim; Kurt Jimmel, W. Baden.

Neuercheinung im Schach

Im Verlage Hans. Podewils Nachf., Curt Kohnhauer, Veltata-C-1, Verbitrabe 10, Deutsche Schachzentrale in Berlin:

Lehrreiche Kurzpärtien
Eine ausgewählte Sammlung von 172 losierten Kombinationspartien und Reinfällen bekannter Meister, nach 49 Schachöffnungen geordnet von J. Benzinger.

Der bekannte Münchener Schachmeister bringt hier eine große Anzahl gespielter Partien mit Kurzschluss. Da man beinahe ausschließlich durch Fehler lernen kann — auch wenn sie andere gemacht haben, so bietet das Buchlein dem Anfänger wie dem Fortgeschrittenen manche Anregung zur Schöpfung seiner Spielstärke. Der niedrige Preis liegt in keinem Verhältnis zu seinem Inhalt.

Wir bringen im folgenden eine kleine Kostprobe:
Können Frauen im Schach kämpfen?
Caro — Rann Eröffnung
Gespield und gewonnen von Frau Rinder, Wilmgen (Schwarz)

- | | |
|---------------------|------------------------|
| 1. e2—e4 c7—c6 | 10. 0—0 (?) Sg8—d7 |
| 2. Sg1—e3 b7—b5 | 11. a2—ad Sg4—b6 |
| 3. Sg1—f3 Sc8—d4 | 12. d2—d4 (?) Fd8—g8! |
| 4. d2—d4 c7—c6 (?) | 13. d4—b5 (?) Sg4—b3 |
| 5. Sf1—e2 Sg8—f6 | 14. Sg8—c1 (?) Sg8—d3 |
| 6. Vc1—g5 Sg8—b4 | 15. Sd1—e2 Df6—f4 |
| 7. e4—e5 b7—b6 | 16. f2—f3 (?) Fg8—g2+! |
| 8. Sg5—f6 a7—f6 | 17. Sd1—e2 Df4—b2 |
| 9. c5—f6 (?) Dd8—f6 | matt |

- Anmerkungen:**
1. Dieser Zug ist auch gut spielbar, obwohl hier sonst d5:ed nicht Sg8 läßt ist.
 2. Dieses Schlagen entwickelt nur die schwachen Figuren.
 3. Es ist immer gefährlich, in die für den feindlichen Turm offenebedende Linie hineinanzudringen. Besser wäre die Damenentwicklung nach d2 nebst langer Rochade gewesen.
 4. Dieser Zug stellt die Verfeinerung der Lage des gefährdeten Königsfelds bloß.
 5. Dem Weißen „Schwan“ immer noch nichts von einer bevorstehende Katastrophe.
 6. Diese Declung reicht nicht mehr aus. Es folgen hübsche Dvierkombinationen.
 7. „Luft, Claviol!“ Aber dieses „Ventil“ für den König wird durch ein prächtiges Turmopfer zunichte gemacht.

Quisburger nationales Schachturnier

Das Jubiläumsturnier der Quisburger Schachgesellschaft wurde erst mit der letzten Partie, der Begegnung Ernst gegen Engels entschieden. Engels verteidigte sich französisch und spielte nach der Abtauschvariante auf Gewinn. Obwohl Ernst durch Rautentausch auf Vereinfachung spielte, konnte der Düsseldorfener dennoch einen kleinen positionellen Vorteil herausarbeiten. Nach Wiederannahme der Partie gelang es Ernst, den Gefahren eines Doppelt-Turmenopfers aus dem Wege zu räumen und das Remis sicherzustellen. Damit gewann er mit knappem Vorsprung vor Engels das Turnier.

Der Schlusstand lautet: 1. Ernst-Gelsenkirchen 8 Punkte, 2. und 3. geteilt Engels-Düsseldorf und Rogmann-Bodum je 7½ Punkte, 4. Hellstab-Berlin 7, 5. Glosa-Wuppertal 6½, 6. und 7. geteilt Muthaupt-Essen und Reinhardt-Altona je 6, 8. Krüger-Eberfeld 5½, 9. Schiffer-Worms 5, 10. Schlieder-Wuppertal 4, 11. Konen-Duisburg 3, und 12. Scharfer-Duisburg 0 Punkte.

BRIEFMARKEN-ECKE

Danzig antwortet mit Briefmarken

Eine neue Serie bemerkenswerter Postwertzeichen

Die Landespostdirektion der Freien Stadt Danzig bringt in den nächsten Tagen eine Serie bemerkenswerter Briefmarken in den Verkehr. Die Bildmotive dieser neuen Wertzeichen stellen die deutsche Vergangenheit Danzigs heraus. Sie sind damit eine Antwort der Freien Stadt auf seitliche polnische Postwertzeichen, mit denen kürzlich versucht worden war, dem geschichtlichen Danzig einen polnischen Charakter zu unterstellen.

Als die polnische Postverwaltung im November vier für die polnische Post in Danzig bestimmte Marken herausgab, rief die beiderseitige Behinderung dieser Briefen in Danzig großes Mißfallen hervor. Eine der Marken zeigte das polnische Königswappen Jagiello und Schwab mit Symbolen der Unterwerfung des Mittelalters. Die anderen Mißbrauchten das deutsche Stadtbild Danzigs,

offensichtlich in der Absicht, die Gefühle des Volkstums in Danzig zu verletzen und eine den Danziger Interessen und der historischen Wahrheit zuwiderlaufenden Propaganda zu treiben. Ein Protest Danzigs bei der polnischen Diplomatischen Vertretung war erfolglos. Die Marken blieben im Verkehr.

Danzig hat jetzt auf diese, jeder Verständigung entgegenstehenden Tendenzen Polens geantwortet — mit Briefmarken. Die neuen, schönen Wertzeichen geben markante, und vor allem geschichtliche Anschnitte aus der großen deutschen Vergangenheit Danzigs. Die 10-Pennigmarke stellt den Abbruch des Neutralitätsvertrages zwischen Danzig und Schweden während des schwedisch-polnischen Krieges im Jahre 1780 dar, in dem Danzig mit Schweden verbündet war. Die 15-Pennigmarke zeigt den Abzug der Franzosen im

Jahre 1814 aus Danzig und ist mit dem Aufdruck „2. 1. 1814 — Danzig wird wieder preußisch“ versehen. Die 25-Pennigmarke deutet die Niederlage des Polenkönigs Stephan Bathory vor Weichselmünde im Jahre 1577 durch das Danziger Heer an. Der aktuelle Anlaß für die Herausgabe der neuen Markenreihe ist die 125. Wiederkehr des Datums, an dem Danzig eine preußische Stadt wurde, nachdem die französische Belagerung abgebrochen wurde.

Mit denselben Mitteln hat also Danzig geantwortet, mit denen versucht worden war, eine schlechtverfüllte Propaganda zu treiben: mit Briefmarken. Und dennoch unterscheidet eine Welt die Maßnahmen Polens und den Gegenstand der Freien Stadt. Keine andere Absicht war bei der Herausgabe der polnischen Briefmarken maßgebend, als falsche Illusionen zu erwecken — oder gar zu provozieren. Die neuen Wertzeichen der Danziger Post aber bedeuten nichts mehr und nichts weniger als ein Bekenntnis der deutschen Stadt Danzig zur Vergangenheit. Denn so geschichtliche Epochen der Geschichte ausgewählt haben, in seinen größten und besten

Zeiten war Danzig deutsch. Und deutsch wird es im Schutze des Großdeutschen Reiches trotz aller „politischen“ Briefmarken nun auch für immer bleiben. Polen wird sich damit abfinden müssen.

Briefmarken — oder Werbemarken..

Das ist hier die Frage. Die Araber sollen eine eigene Briefmarke herausgegeben haben, mit dem sie ihren Freiheitskampf scheinbar finanziell unterstützen wollten. Auf der, von der „Briefmarkenbörse“ gemeldeten Marke steht man eine Ansicht von Palästina, ferner trägt sie in arabischer und englischer Sprache die Aufschrift „Palästina“ Leider ist die Währungsangabe falsch. Die Währungseinheit in Palästina heißt „Milla“, die Bezeichnung auf der Marke jedoch „Milliem“. Da diese Marken angeblich in Ägypten gedruckt sind, und hier die letztere Bezeichnung üblich ist, kann man den Irrtum verstehen. Die Fraae ist jedoch nicht geklärt, ob es sich um eine Werbe- oder Kampfmärke der Araber handelt — oder um eine „echte“ Briefmarke. Die Methoden der geriffelten Händler, die uns aus dem Freiheitskampf der Nationalspanier bekannt geworden sind, raten zur Vorsicht,

Modetorheiten

IM WANDEL DER ZEIT

Mode ist der zeitlich herrschende Schönheitsbegriff in unserer Kleidung, die aber letzten Endes ganz von der persönlichen Auffassung und Geschmacksrichtung abhängig bleibt. Da die Mode ganz in die Freiheit des persönlichen Willens und Geschmacks gestellt ist, hemmende Gesetze in der Entfaltung der Mode kaum bestehen, so ist es begreiflich, daß Uebertreibungen und Entartungen fast in jeder Mode auftreten. Das gilt nicht nur für die historisch gewordenen Moden, son-

der auch für die unserer Zeit, denn die Grenzen von Eitelkeit und Narrheit fallen bei manchen sehr leicht zusammen. Es ist kulturgeschichtlich beachtenswert, daß die Dürigkeit im Mittelalter und darüber hinaus nicht zögerte, im Reich der Mode Gesetze in Form der sogenannten Kleiderordnungen zu erlassen, die zum Teil gegen Auswüchse der Mode, gegen Modenarrheiten sehr entschlossen einschritten. Dennoch gehörten die Modengesetze jener Zeit zu der Kategorie von Gesetzen, die mehr ein papierne Dasein hatten. Schon im 14. Jahrhundert regten sich die Vernünftigen über das Riesenausmaß der Schleppe auf. Um 1310 war die Niesenschlepp die große Mode; hundert Jahre später wird aus dem süddeutschen Städtchen Kreuzburg gemeldet, daß dort die adligen Damen „geschwänzte Röcke“ trügen und zwar bis zu

Kampf der Schleppe

fünf Ellen lang, die von aufwartenden Knaben getragen wurden.

Der Münchener Magistrat bestimmte damals kurzerhand, daß eine Schleppe nicht länger als eines Fingers Breite sein dürfte, also fast ein Schleppenverbot. Etwas duldsamer war schon der Rat von Ulm, der Schleppen bis zu einer Viertel Elle erlaubte, noch höflicher war man in Modena den Frauen gegenüber, denn hier gestattete man Schleppen von einer ganzen Elle Länge. Aber in Modena nahm man die Sache ernster. Hier stellte man auf dem Marktplatz eine steinerne Schleppe als Normalmaß mit einem Modenrichter auf, der kraft Gesetzes das Recht hatte, jede über das Normalmaß hinausgehende Schleppe sofort mit der amtlichen Schere entsprechend zu kürzen und zu beschneiden, was so in breiter Öffentlichkeit zu einer recht ärgerlichen Angelegenheit werden konnte. Während des 30jährigen Krieges, der Deutschland den wirtschaftlichen Ruin brachte, blieb die Mode dennoch unentwegt lebendig, auch blieben jetzt die Modetorheiten nicht aus.

Es gab sogar in dieser trostlosen Zeit Mode-Stücker und auch viele aus der Frauenwelt huldigten modischen Narrheiten. Spanien als Weltreich im Abstieg gab damals mit seiner spanischen Tracht den Ton in der Weltmode an; von 1620 ab aber war die spanische Tracht entthront und die sogenannte Alamode-Tracht trat ihre Herrschaft an. Auch der Soldat dieses größten aller Religionskriege verfiel mancher modischen Verwirrung; so konnte man Landknechte mit hohen roten Abhängen an den Stiefeln treffen, weiter geschmückt mit hübschen bunten großen Schleißen. Die federbeschnittenen, breitkrüppigen Schlapphüte waren vielleicht malerischer, im Kampf aber sicherlich hinderlich und unsoldatisch. Bei den Frauen bewegten sich die Irrungen der Alamode-Tracht des 30jährigen Krieges noch in erträglichen Grenzen. Abgesehen von den wagenradartigen Halskrausen blieb das andere Modische doch erträglich. Dennoch fehlte es der Alamode-Tracht nicht an heftigen Gegnern, was in Schrift und Bild geschah.

Revolution mit Pfeifen

War seit jeher die Kleidung modischer Uebertreibungen ausgelegt, so war dies bei der Haartracht manchmal in noch stärkerem Maße der Fall. Die Perücke entwickelte sich zu einem modischen Fluß; es entstanden zu Pyramiden gestaltete Haartrachten, für die Trägerin eine wahre Last und Qual, derartige Berge an Haar zu tragen. Die lustige Phantastik der Haarfrisuren des 18. Jahrhunderts gab der Karikatur ein reiches Arbeitsfeld zu wichtiger Betätigung, denn diese modischen „Haarkrankheiten“ konnten nur durch den Satyrer mit äßendem Spott geheilt werden. Aber auch das 19. Jahr-



Der geflüchtete Hirsch, Karikatur auf die Krinoline

hundert mit seiner Kultur blieb von einer karikaturhaften Mode keineswegs frei. Schon 1846 gab es unter den Frauen „Emanzipierte“, die unter anderem Zigarren und Tabakspfeife rauchten. Es war damals auch eine Krisenzeit von Revolutionen und die Frau von 1848 hielt die Stunde für gekommen, endlich die Männerrolle des Rauchens



Modelaunen der Vergangenheit: Das Vogelneß oder die verkannte Frisur. — Karikatur auf die Riesenschnuren des 18. Jahrhunderts.

zu erobern. Die Wischblätter von 1848 bedienten sich gern des Motivs von der „rauchenden Frau“ und es war nur eine zeitgemäße Redensart, wenn der Herr die Dame fragte: „Nun, Sie rauchen keine Zigarren mehr?“, worauf die Emanzipierte antwortete: „Ich ziehe die Tabakspfeife vor, seitdem jeder Schusterjunge den Glühmängel im Munde hat“.

Eines der lustigsten Kapitel in der Geschichte der Mode verkörpert die Zeit der Krinoline, die in den 1840er bis 1860er Jahren die Frauenwelt tyrannisierte. Die Krinoline war, wenn ihr auch eine gewisse malerische Wirkung nicht abzuspüren ist, sicher eine der größten Modeirungen, der die

Frau zum Opfer fiel. In dem Modesto-Kleid finden wir allerdings einen Vorläufer, der auch schon eine Uebertreibung verkörperte, die aber erst etwa hundert Jahre später ins Maßlose gesteigert werden sollte. Sicher war die Krinoline der Gipfel der Unbequemlichkeit und man muß die Geduld der Frauen jener Zeit bewundern, die sich der Qual der Krinoline stumm unterwarfen. Angesichts der Krinoline gab es natürlich im öffentlichen Verkehr für die Damen kein Tempo, wie wir es heute gewohnt sind. Doch gab es schließlich auch damals keinen „Verkehr“ im Sinne unserer Zeit. Forderte die Krinoline schon im Gehen eine besondere Technik, so noch vielmehr im Sitzen, das sich zu einer kleinen akrobatischen Leistung gestaltete. Auch das Essen am Tisch wurde zu einer qualvollen Angelegenheit, denn man hatte Mühe, bei den sperrigen Reifröcken an den Teller heranzukommen. Trotz allem beherrschte die Krinoline zwei Jahrzehnte lang die Frauenmode. Es war sicher ein großer historischer Augenblick in der Geschichte der Mode, als 1860 die Gemahlin Napoleons III., die bildschöne Kaiserin Eugenie, den Mut aufbrachte, auf einem Hofball zum erstenmal ohne Krinoline zu erscheinen, womit der Krinoline das Todesurteil gesprochen war, denn diesem kaiserlichen Beispiel folgten schnell alle Hofdamen und die übrige Frauenwelt.

Puffärmel und Riesennuß

Aber ohne eine Torheit ist es noch in keiner Mode gegangen und wenn nun seit 1865 nach dem Verschwinden der Krinoline das eng anschließende Prinzesskleid folgte, so erhielt dieses doch durch eine lange Niesenschlepp eine peinliche Weigabe. So wurden diese langen Schleppe auf der Straße zu Rehröcken, vollends bei Regenwetter entwickelte sich die durchnässte Schleppe zu einem ganz un-

förmlichen tragikomischen Gebilde. Den Wischblättern und Spottvögeln war die Niesenschlepp natürlich ein willkommenes Motiv, das man in Vers und Zeichnung reichlich abhandeln konnte. Ueberhaupt gipfelt die Karikatur in der Mode immer und stets in der Großform. In der „Größe“ liegt die Uebertreibung, so waren es bei den Damenhüten die großen Schüten, die einen staunenswerten Umfang annahmen. Die Damenärmel entwickelten sich zu riesigen Puffärmeln, dem Kleid eine merkwürdige Silhouette verleihend. Bei den Männern nahmen die Hüfen eine Weite an, daß man von einem regelrechten Sack nicht mehr weit entfernt war. Ähnliches vollzog sich bei der winterlichen Felsmuffe der Damen, die zeitweise in einer riesenhaften Größe auftrat. Auch die Rückenschleißen erlitten schließlich eine solche krankhafte Verbildung, daß die in ihrer Größe wühenden Fahnen glichen.

Zu den drolligsten, aber auch geschmacklossten Irrungen der Mode zählt die in den 1880er Jahren wirksam gewordene Turnüre, ein Kind der Pariser Mode, dessen Vaterhaft wir gern den Franzosen überlassen. Weshalb und warum die Mode auf den unmöglichen Gedanken der Turnüre kam, wird ewig dunkel bleiben. Die Turnüre stellt so ziemlich den Gipfel modischer Geschmacklosigkeit dar, der kaum noch zu überschreiten ist.

In den 1890er Jahren setzte dann die bemerkenswerte Epoche der Vermännlichung der Frauen ein, eine Mode, die unentwegt bis zu unserer Zeit ihre Fortbildung gefunden hat.

Helmut Martell.



Vormittags-Kostüm aus der Galerie des Modes 1777

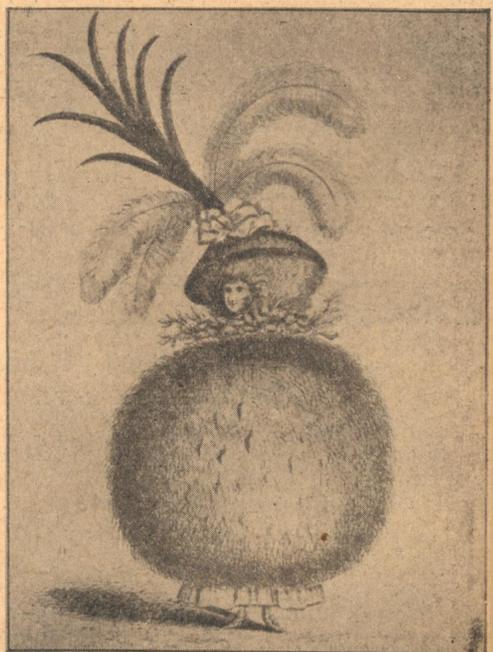
dem auch für die unserer Zeit, denn die Grenzen von Eitelkeit und Narrheit fallen bei manchen sehr leicht zusammen. Es ist kulturgeschichtlich beachtenswert, daß die Dürigkeit im Mittelalter und darüber hinaus nicht zögerte, im Reich der Mode Gesetze in Form der sogenannten Kleiderordnungen zu erlassen, die zum Teil gegen Auswüchse der Mode, gegen Modenarrheiten sehr entschlossen einschritten. Dennoch gehörten die Modengesetze jener Zeit zu der Kategorie von Gesetzen, die mehr ein papierne Dasein hatten. Schon im 14. Jahrhundert regten sich die Vernünftigen über das Riesenausmaß der Schleppe auf. Um 1310 war die Niesenschlepp die große Mode; hundert Jahre später wird aus dem süddeutschen Städtchen Kreuzburg gemeldet, daß dort die adligen Damen „geschwänzte Röcke“ trügen und zwar bis zu



Wiener Karikatur auf das Rauchen der Damen in der Biedermeierzeit. Aus der Lipporheideschen Sammlung. Aufn.: Ansmann-Archiv (4), Helmut Martell (2)



Mode um 1745, Stich von Patton



Alles schon dagewesen: Riesennuß und Glockenhut. Modenkarikatur aus dem Jahre 1787, die auch auf die jetzige Zeit paßt